(D. L. 933.
fol: 117/37
LD 5707

Adler

Neue Unterhaltungen für die erwachsene Jugend

zum

Unterricht, Vergnügen und Veredlung des Herzens

von

Johann Gottfried Röchling
Conrector am Gymnasium zu Worms.

[STADTBIBLIOTHEK? ...]THUM DER STADT AUGSBURG

Frankfurt am Main.
bey Gebhard und Körber, 1792.

Bey denen Verleger dieses sind auch noch folgende Bücher zu haben:

Armins biographische Geschichte. Ein Buch für Eltern, Erzieher und Jünglinge, 8. 1792. 10 ggr. oder 40 kr.

Beyträge (exegetische) zu den Schriften des neuen Bundes. Vom Verfasser der kurzen Erklärung dunkler Stellen rc. rc. 1. 2. und 3ter Versuch, 8. 1791. und 1792. 9 ggr. oder 36 kr.

Erklärung (kurze) dunkler Stellen, Wörter und Redensarten des N. T., nach Luthers Bibelübersetzung. Besonders zum Gebrauch für Bürger, Landleute und Lehrer niederer Schulen, 1. 2. 3. und 4tes Stück, 8. 1791. und 1792. 13 ggr. oder 50 kr.

für Jünglinge. Fragmente aus der Brieftasche eines Weltbürgers, 8. 1791. 12 ggr. oder 45 kr.

Gedanken über die Französische Konstitution und die Laage worin sich Frankreich in dem gegenwärtigen Zeitpunkte in Absicht auf den bevorstehenden Krieg befindet, 8. 1792. 3 ggr. oder 12 kr.

Geschichte des leztern Schwedisch-Rußischen Krieges mit einer Tittelvignette, 8. 1792. 1 Rthlr. oder fl. 1. 30 kr.

der Hofspiegel oder Prinz Ferdinand eine Fürstengeschichte in Briefen, 8. 1791. 1 Rthlr. 8 ggr. oder fl. 2.

Jahn (J. Chr.) Aesthetisch-praktisches Handbuch zum Besten der Schulen, 8. 1792. 9 ggr. oder 36 kr.

Kæmpf (Jo.) Enchyridium medicum passim emendatum & auctum denuo Edidit D. Car. Geo. Theod. Kortum, 8. 1792. 16 ggr. oder 1 fl.

Lectüre

Lectüre (neue) für Jünglinge zum Unterricht, Vergnügen und Veredlung des Herzens, 1ter Band, 8. 1791. 12 ggr. oder 45 kr.

Lieder der schwedischen Heerschaaren, herausgegeben von einem Verehrer des grosen Gustavs, 8. 1791. 6 ggr. oder 24 kr.

Moscherosch (J. Chr.) gemeinfaßliche Predigten über einige wichtige Wahrheiten der Religion, 8. 1791. 9 ggr. oder 36 kr.

Nose (D. C. W.) orographische Briefe über das Siebengebirge und die benachbarten zum Theil vulkanischen Gegenden beyder Ufer des Niederrheins, 1. und 2ter Theil mit Kupfern, Vignetten und einer petrographischen Charte, gr. 4. 1790. 10 Rthlr. 16 ggr. oder fl. 16.

— (—) orographische Briefe über das Sauerländische Gebirge in Westphalen an Hrn. Joh. Phil. Becher. Nebst litterarischen Nachträgen und Registern, zu den niederrheinischen und westphälischen Reisen, gr. 4. 1791. 2 Rthlr. 16 ggr. oder fl. 4.

— (—) Beyträge zu den Vorstellungs-Arten über Vulkanische Gegenstände, 8. 1792. 1 Rthlr. 4 ggr. oder fl. 1. 45 kr.

— (—) Verzeichnis einer Sammlung niederrheinischer und westphälischer Gebirgsarten nach den orographischen Briefen des Verfassers geordnet, 4. 1792. 4 ggr. oder 15 kr.

Reise eines Marsbewohners auf die Erde, zur Zeit der Wahl und Krönung Leopolds des Zweyten zum teutschen Kaiser, 8. 1791. 18 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Snell (Ch. W.) die Sittlichkeit in Verbindung mit der Glückseligkeit einzelner Menschen und ganzer Staaten, aus zwey gekrönten Preißschriften zusammengezogen und mit beständiger Rüksicht auf

die

die kantische Moralphilosophie ganz neu bearbeitet gr. 8 1790. 1 Rthlr. 12 ggr. oder fl. 2. 15 kr.

Snell (Chr. W.) philosophisches Lesebuch aus Cicero's Schriften zusammengetragen, mit erklärenden Anmerkungen und einigen kleinen Abhandlungen, wie auch mit einer kurzen Geschichte der griechischen und römischen Philosophie begleitet, für Freunde einer ernsthaften Lektüre, besonders für denkende Jünglinge, gr. 8. 1792. 1 Rthlr. oder fl. 1. 30 kr.

Titania oder Liebe durch Zauberei, ein Singspiel in zwey Aufzügen, 8. 1792. 6 ggr. oder 24 kr.

Tittels (G. A.) Erläuterungen der theoretischen und praktischen Philosophie nach Hn. Feders Ordnung Moral zweyte stark vermehrte und verbesserte Auflage, gr. 8 1791. 1 Rthlr. 20 ggr. oder fl. 2. 45 kr.

Ueber die Zuläßigkeit einer Auswahl unter klinischen Geschäften für Aerzte gr. 12. 1791. 3 ggr. oder 12 kr.

— — die Nothwendigkeit und Pflicht des Selbstdenkens und Prüfens der Religionsgegenstände. Nebst einem kurzen Entwurfe einer Geschichte von den Schicksalen der christlichen Religion, 8. 8 ggr. oder 30 kr.

Von der Neigung zu Menschen deren Wohlthäter man ward, einem menschenfreundlichen Manne gewidmet 8. 1791. 2 ggr. oder 8 kr.

— der Gedult besonders des Arztes am Krankenbette 8 1791. 3 ggr. oder 12 kr.

[illegible] für [illegible] philosophie [illegible]
gr. 8 1790. 1 Rthlr 12 gr. [illegible] 15 [illegible]

Ernst (Chr. W.) philosophisches [illegible]
[illegible]
den [illegible] Abhand-
lungen [illegible] der
[illegible]
[illegible]
[illegible] 7 gr. [illegible]
oder 1 fl. [illegible]

Theorie [illegible] durch [illegible] ein Bey-
spiel [illegible]
oder 24 kr.

[illegible]
[illegible]
Moral [illegible]
[illegible]
[illegible]

Ueber die [illegible] und [illegible]
[illegible] 1 [illegible]
1 fl.

— [illegible] und [illegible] des [illegible]
[illegible]
[illegible] von
den [illegible], 8. 8 gr.
oder 30 kr.

Was [illegible] zu [illegible] Moralphilosophie
man [illegible]
[illegible]

— der [illegible] Nachla-
[illegible] 1792 [illegible] 12 kr.

Inhalt.

1. Aussichten in die Ewigkeit. S. 1 = 29.

2. Züge aus dem Charakter des grossen Türenne. = = = S. 30 = 33.

3. Charakter des Saladdin. S. 33 = 36.

4. Wilkes Charakter und höchst merkwürdige Geschichte. = = S. 37 = 44.

5. Lord Chathams Charakter, öffentliches- und Privatleben, Beredsamkeit, Tod und Leichenbegängniß. = = S. 44 = 55.

6. Naturgeschichte des Paradiesvogels. = = = = S. 56 = 59.

7. Naturgeschichte der Gemse. S. 59 = 78.

8. Von

8. Von den merkwürdigsten Thieren in Nordamerika. . . . S. 78 - 92.
9. Griechisches Feuer. . . 92 - 124.
10. Stromboli, der periodische Feuerspeyer. . . . S. 124 - 130.
11. Ueber Friedrichs des Einzigen häusliches und litterarisches Leben, über seinen litterarischen Umgang, und über seine Gesellschafter bis zu seinem Tode. S. 130 - 167.
12. Was für Jeden wissenswürdige Wahrheit sey? . . . S. 167 - 180.
13. Ueber Friedrichs Gesinnungen für die Jesuiten. Ueber das catholische Bißthum, das er im Clevischen errichten wollte. Ueber die spöttische Hofnung, die Friedrich dem Pabste Clemens dem Dreyzehnten geben ließ, er wolle catholisch werden. S. 181 - 196.
14. Herrmann Riedesel, eine deutsche Geschichte aus dem 15ten Jahrhundert. S. 196 - 252.

---

1. Aus-

1. Aussichten in die Ewigkeit.

Wann ich eine Zeitlang den Geschäfften der Erde nachgegangen bin, und dann auch an den Freuden des Erdelebens mich gesättiget habe: dann ist es oft süsse Erhohlung für mich, entweder allein einen Flug in die Zukunft hinauszuwagen; oder meine weiseren Freunde zu meiner Begleitung aufzufodern. Betrachtung eines andern Lebens, Betrachtung einer künftigen Welt! eine gemeine Seele erhebt sich nicht bis zu dir; du bist fern von dem Menschen, den die Sinnlichkeit fesselt, der des Denkens ungewohnt, der unverschuldet, oder verschuldet, unfähig dazu, sein trauriges Leben verschlummert. Aber herzerweiternd bist du einer jeden edleren Seele; willkommen dem

meiner handelnden Kräfte! Unberühmt ist mein Name; aber an so manchen Orten weiß man gleichwohl von meinem Daseyn. Ich that vieles für mich und für andre: ich stand in ausgebreiteter Verbindung. Noch mehr! ich war, obzwar ein unendlich kleiner, doch ein wirklicher Theil dieses Weltalls. Unendliche Zufälligkeiten, unendliche Verhältniße hingen von mir ab. Der Allmächtige vernichte mich: so sind alle diese Wirkungen, alle diese Zufälligkeiten, alle diese Verhältniße zugleich mit mir vernichtet. — Mein Untergang, eines so unbeträchtlichen Dinges, ist doch immer der Untergang einer Sonne, die ein ganzes Planetensystem mit sich in den Abgrund fortreißt. — Und der Urheber einer überhaupt so gewaltsamen, und für mich insonderheit so traurigen Veränderung, ist Gott! — Gott zerreißt die Kette, die ich, von seinem Throne an, durch die ganze Schöpfung fortführe. Er ist es, der diese zahllose Menge von Bejahungen aufhebt, und gleich so viel Verneinendes an ihre Stelle setzt. Er, der Vollkommenste! — Wer kann das denken? — Jedes Stäubchen der Welt ist schon, um seines Zusammenhangs willen mit dem unendlichen Ganzen, frey von der Vernichtung. Und meine Seele sollt' es nicht seyn? Der Würgengel sollte das Volk in allen Reichen der Welt verschonen, und nur die Könige schlagen? —

Ich

Ich werde also fortdauern! — Aber wie? Wie ein todtes Sandkorn vielleicht in der Zusammensetzung eines Felsenstücks? Wie das Rad einer Maschine vielleicht, ohne zu wissen, ob ich Etwas, oder Nichts zu dem Zwecke des Ganzen beytrage? Was bin ich damit gebessert? Ich fülle nur, wie ein stummes Mitglied meiner grossen Gesellschaft, einen ledigen Platz aus. Das ist es alles. — So tief bin ich gefallen! — Wie geschahe das? Wie konnte das geschehen? — Hier erwarb ich eine Menge der nützlichsten Kenntniße; hier lernt' ich Begriffe bis zu den höhern Graden der Deutlichkeit entwickeln, aus verbundenen neue herleiten; hier lernt' ich die Scheidekunst der Wahrheit; hier erfand ich das Neue aus dem Alten; denken, reden, schliessen, wollen und nicht wollen, war mein tägliches Geschäfft. Und diesen herrlichen Saamen hätt' ich in unfruchtbaren Boden gestreut? Von einer so reichen Aussaat sollte kein Körnchen entrinnen? Es mag seyn, daß mich nach einer Thätigkeit von solcher Dauer und Größe ein verhältnißmäßiger Schlummer überfällt! Aber sollt' er ewig auf mir liegen? ewig die Federn meiner Seele lähmen? Das ist unwahrscheinlich zum Erstaunen! — Man kann, ohne schädliche Folgen vielleicht, eine geraume Zeit lang, in einem Pulverhause mit brennender Lunte umherlaufen; aber es ist überaus natürlich, daß endlich ein Fünkchen sich losreissen

und die schrecklichste Entzündung veranlassen werde. Ich kann es nicht gewiß machen, wie ich die ewigen Wahrheiten der Meßkunst gewiß zu machen im Stande bin: daß ich zu jener meiner nur unterbrochnen Geisteskraft, von neuem gelangen, daß ich dann wieder zusammenhängend denken, und mit Bewußtseyn meiner selbst, einer wieder erheiterten Erkenntniß gemäß handeln werde. Das Gegentheil bleibt immer möglich. Die Nothwendigkeit bis ins Unendliche fortzudenken, kömmt dem vollkommensten Wesen allein zu, und kann nur aus dem Beyeinanderseyn alles Vollkommenen überzeugend begriffen werden. Genug, daß ich meine Wiederherstellung mit einer Wahrscheinlichkeit, die der Gewißheit nahe kömmt, erwarten; genug, daß ich ihr Gegentheil kaum Einmal in einer finstern Stunde meines Lebens besorgen darf! —

Wie bald? und auf welche Weise ich zu meiner Geistesthätigkeit wieder gelangen werde? ist nur Vermuthung. Mein Tod ist vielleicht nur eine flüchtige Frühlingswolke, die das Antlitz der Sonnen wenige Minuten lang verhüllt. Vielleicht daß ich, wie aus einer Ohnmacht erwachen, und meine gewöhnlichen Geschäfte, nach einer kurzen Erhohlung, in so weit ich sie, meiner veränderten Lage gemäß, fortsetzen kann, bald genug fortsetzen werde. Vielleicht kann

aber

aber auch eine so erstaunliche Veränderung, wenn es mir nach ähnlichen Fällen zu schliessen vergönnt ist; nicht anders für mich vollzogen werden, als daß ich in eine lange Betäubung versinke, und nach einem Zeitraume von mehreren Jahren, und durch die Zwischenkunft mancher grossen Begebenheiten, erst wieder zu einem völligen Bewußtseyn meiner selbst gelange. Die höchste Kraft kann dann auch hier etwas Ausserordentliches wirken; sie kann die Dauer der Betäubung, die sich meiner gewiß bemeistern wird, wie sie will, verkürzen oder verlängern. Der Augenblick meines Todes kann die schmale Gränze seyn, über die ich zu einem neuen Leben hinwegschreite. Oder wenn es seyn soll, daß ich sterbend in einen langen Schlummer verfalle, so kann ich vielleicht, mit meiner Vorwelt und Nachwelt zugleich, ohne Vorbereitung, von dem Geräusche eines einzigen welterschütternden Donners plötzlich erwachen. — Das kann seyn; aber wer leistet mir die Gewähr, daß es auch wirklich so seyn werde? Einem längern Schlummer reden das denkende Alterthum und die heiligen Schriftsteller selbst das Wort. Der Tod wird bey ihnen, nicht blos mit dem Schlummer verglichen; sondern selbst Schlummer genannt, anhaltender Schlummer, Ruhe. Ein plötzliches Erwachen der abgeschiedenen Menschenwelt, aller, die den Erdkreis in seiner Jugend sahen, aller, die noch

 sind,

sind, und bis zu dem Rufe des Erzengels seyn werden, — ist der Glaube derer, die sich den Begriff einer allgemeinen Auferstehung nicht genug entwickelt haben, um ihn geläutert sich denken zu können. Die Vernunft findet ein allmähliges Erwachen Eines Entschlafenen nach dem Andern ungleich begreiflicher. Tausend Ursachen; bald ein geübterer Verstand, bald eine reinere Tugend, können ein früheres Erwachen einer und der andern Seele befödern, und noch mehrere vielleicht den Schlummer verlängern, oder auch minder erquickend machen. — Auch diesen unerkannten Bewegungsgrund zur Weisheit und Tugend, so klein und verächtlich er scheinen mag, will ich nicht unbemerkt lassen.

Es wird also eine Zeit für mich kommen, da ich mich wieder fühlen; da ich Gedanken aus Gedanken erzeugen; Entwürfe erfinden, genehmigen, vollführen werde. Ist es wahrscheinlich, daß ich dann, wie aus dem Leibe meiner Mutter, ohne von meinem vormaligen Leben das mindeste zu wissen, auf die Bühne hervortreten, und von einer neuen Kindheit des Geistes, allmählich wieder zu einem reiferen Alter fortschreiten werde? —

Nein! Lethe, mit deinen blumichten Ufern, du bist nur ein reizend Gedicht! Nur in der glühenden Einbildung der griechischen Muse durch-

durchrinnst du Elysiens Fluren! Dich erkennt die überlegende Vernunft nicht! — Ich soll fortempfinden, forturtheilen, fortbegehren? Warum nicht auch einen vormaligen Gedanken wieder denken? Warum nicht von einer gegenwärtigen Empfindung auf eine vormalige ähnliche zurückkommen? Ich soll Gleichheiten, soll Unterschiede bemerken? Warum nur unter gegenwärtigen, nicht auch unter vergangenen Dingen? Man giebt ein ewiges Fundament zu, darauf nie fortgebaut werden soll; ewige Anlage, ohne Ausbildung. Das ist unnatürlich!

Aber wie? wenn nun in meinem Gehirne der Grund meines Denkens mit liegt? Wenn besonders meine Einbildungskraft, wenn die Wiedererinnerung des Vergangenen davon abhänget? — In meinem gegenwärtigen Zustande ist es so. Wird es in einem künftigen anders seyn? — Wenigstens weiß ich, aus Gründen, die ich mir längst entwickelt habe, daß meine Seele für sich selbst Kraft, und auch ohne die Zwischenkunft dieser so gebrechlichen Maschine, zu unzähligen Wirkungen aufgelegt ist. Wenigstens bin ich durch die Erfahrung belehrt, daß Eine Wirkung die Folge mehrerer Ursachen seyn kann. Wenn es nun sonst wahrscheinlich ist, daß sich eine Begebenheit, auch ohne ihre gewöhnliche Ursach, zutragen werde: so ist es auch wahrscheinlich, daß sie in andern

Ursachen gegründet seyn könne. Und wie viele Wahrscheinlichkeiten, die dieser bey weitem nicht gleich sind, giebt es nicht in dem Leben des Menschen, die ihn, wie Gewißheiten, oft zu den wichtigsten Handlungen bestimmen, und auch bestimmen müssen!

Diese Unsterblichkeit meiner denkenden Kraft in ihrem edelsten Sinne, ist doch immer die Seligkeit so vieler Millionen, die ohne sie verloren seyn würden, die Seligkeit eines ganzen Weltballs, der doch immer in dem Unermeßlichen eine beträchtliche Stelle ausfüllt; die Quelle so vieler, und unter so vielen der erhabensten Tugenden. Sie rechtfertigt den Schöpfer vor seinen Geschöpfen; wirft auf alle seine liebenswürdigen Eigenschaften ein glänzendes Licht; verklärt seine höchste Weisheit, und macht ihn zum Vater von uns allen.

Wo lebten jemals große und edelgesinnte Menschen, deren Seelen nicht, von dem Schimmer dieser Wahrheit gerührt, zu irgend einer ausserordentlichen Wirksamkeit fortgerissen wurden? Unter den bekanntesten Völkern aller Zeitalter war die Fortdauer der Seele nach diesem Leben ein alter, eingeführter Glaube. Vielleicht daß eine von Vater auf Sohn fortgepflanzte höhere Offenbarung diese Meynung veranlasset, vielleicht daß sie der Nachdenkende selbst gefun-

gefunden hatte. Genug, daß sie auch durch den Nebel der Fabel hindurchscheint! So viele Dichter erkannten unsern himmlischen Ursprung, und erwarteten eine Rückkehr zu den Wohnungen der Götter. Man erkannte einen geheimen Trieb nach Unsterblichkeit. Die edlere Ehrbegierde selbst wünschte, noch nach dem Tode etwas von sich erfahren zu können. Freylich wurde diese Erkenntniß von manchem Vernünftler bezweifelt; freylich war sie in den meisten Menschen, so unvollkommen, so dunkel und so wenig gewiß, daß davon nur für das Wohl der Welt ein geringer Nutzen erwartet werden konnte. Wenn auch ein Sokrates seiner Sache einigermassen gewiß war, so wurden seine Gründe doch nur wenigen bekannt, und seine Schüler trugen vielleicht selbst dazu bey, daß eine so wichtige Lehre für den größten Theil des Menschengeschlechts verloren gieng. So war es denn allerdings, auch von dieser Seite betrachtet, die wohlthätigste Veranstaltung Gottes, daß er einen erleuchteten göttlichen Mann in die Welt sandte, eine Lehre zu verkündigen, an deren Wissenschaft einem jeden Sterblichen ohne Ausnahme gelegen seyn mußte. Ich finde hierinn für die Wahrheit des Christenthums einen Beweis, der für mich einer der überzeugendsten ist. Keine andre Religion, von der ich nur jemals gehört habe, beschäftigt sich mehr mit meinem künftigen Leben: versichert mich

mich mehr davon; ermuntert mich mehr, mich desselben werth zu machen. Schreckliche Wahrheit für jeden, der ihre heilsamen Wirkungen in sich zerstört! Traurige Vorstellung, daß es Leute giebt, die ein künftiges Leben erwarten, und doch nicht anders handeln, als ob diese Erwartung ein Traum wäre! — Ich will mich von ihnen entfernen. Ich bekannte mit meiner Rede die endlose Dauer meines Geistes: Ich will sie auch mit meinem Wandel bekennen. —

Was für Veränderungen diese wandelbare Maschine, die ich beseele, treffen werden; ob mein Geist sich auf immer von ihr trennen, ob er nur, wie ein Pilgrim, Eine Herberge verlassen wird, um nach wenigen Stunden vielleicht eine andre zu beziehen; oder ob er ewig für sich bleiben, und nie wieder mit einem Theile der Materie in Verbindung treten wird? Diese und so manche andre Fragen von der Art, sind freylich von minderer Wichtigkeit; doch aber der bescheidenen Untersuchung nicht unwerth. Ich werde doch etwas darauf antworten können.

Ich bin für immer ein Glied in der grossen Kette aller wirklichen Dinge. Es ist ausgemacht: Kein Zufall wird jemals den Zusammenhang unterbrechen, in welchem ich mit diesem unermeßlichen Ganzen stehe. Doch werden

den nur einige Theile desselben meinen unmittelbaren Einfluß erfahren, und in mich auf gleiche Weise zurückwirken. Diese Theile, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, nenn' ich meinen Körper, mit eben dem Rechte, wie ich jetzt diese mir gehörige Zusammensetzung fester und flüßiger Theile mit diesem Namen belege. Mein jetziger bleibt, genau zu reden; keinen Augenblick lang derselbige. Kein Tag, da ich nicht unzählige seiner Theile verliere, da ich diesen Verlust nicht auch wieder durch andere reichlich ersetze. Solchen Veränderungen bin ich für immer unterworfen. Mein Tod ist eine der wichtigern. Denn wer kann sagen, daß ich nicht noch wichtigere, in allen zahllosen Zuständen meiner unbegränzten Fortdauer, erfahren werde? Es befremdet mich um so weniger, daß ein bestimmter Theil der Körperwelt für immer mit zu meinem Ich gehören soll; da ich weiß, daß so viele Ordnungen des Geisterreichs zu einer ähnlichen Verbindung bestimmt sind, und der unendliche Geist allein nur in der vollkommensten Bedeutung für sich bestehn kann.

Ueber die bestimmtere Beschaffenheit des Körpers, den meine Seele in meinem Tode zu dem ihrigen machen wird, hab' ich nie geträumt. Ich weiß nur, daß die meisten Vermuthungen davon auf schwachen Gründen ruhen, und zum Theil lächerlicher sind, als sie es in einer so

ernst-

ernsthaften Sache seyn sollten. Bald soll ich, in ein Saamenkörnchen verbannt, meinen mütterlichen Boden durchbrechen und in irgend einem nützlichen Kraute, oder in einer anmuthigen Blume, die Gartenbeete meiner Nachwelt schmücken; bis es vielleicht einem meiner Enkel gefallen wird, mich zu einer Vorkost, oder zu einem wohlriechenden Strauße für seine Schöne zu bestimmen. Bald bedroht man mich, daß ich in dem Leibe eines Thieres, in dem genauesten Verhältniße, die Vergehungen büssen soll, deren ich in diesem Leben schuldig geworden bin. Wer ist mir dann Bürge, daß ich nicht in einem engern Käfich von Holz oder Eisen, bey geringer Kost mein Leben versingen; wer ist mir Bürge, daß ich dereinst nicht, mit schimmernden Gefieder, von Blume zu Blume flattern, und nach einer Sommermondsfreude, in der Hand eines muthwilligen Knaben meinen Reiz und mein Leben verlieren werde? — Bald nimmt man die Anzahl der Menschenseelen so klein, die Anzahl der menschlichen Körper aber, die zum Daseyn gelangen sollen, so groß an, daß es unmöglich seyn würde, diese zu beleben, wenn man nicht Einer und derselben Seele den Uebergang in mehrere Körper verstatten wollte. Ich erinnere mich zwar nicht, daß ich, wie Pythagoras, vormals, in der Gestalt des Euphorbus, für den schönen Sohn des Priamus kämpfte; aber es könnte doch wohl seyn, wenn

ich

ich nach dem Antheile urtheilen darf, den ich an Einer Begebenheit mehr als an der andern nehme, daß ich mich ehemals für den Schwedischen Gustav verwandte, und in irgend einem rühmlichen Gefechte für ihn mein Leben verlohr; es könnte doch wohl seyn, daß ich, aus heroischer Neigung zu einem andern meiner Helden, sein Pferd mit dem meinigen vertauschte, und diesen patriotischen Tausch mit dem Leben bezahlte. Doch von dem allen weiß ich ja nichts; das Andenken dieser Begebenheiten ist ganz aus meinem Gedächtniße vertilgt. Und das würde doch nicht seyn, wenn das alles nicht Träume wären, die der spielende Witz der Menschen erdacht hat. —

Kann man denn aber hier nichts, als träumen? — Wie? wenn ich die ganze Geschichte meiner bisherigen Verwandlungen, so weit sie innerhalb meines Beobachtungskreises liegt, zurückgienge? Wie? wenn ich die Art meiner Zusammensetzung genauer studierte, und dann aus dem, was ich nach und nach war, und was ich noch bin, etwas von dem, was ich werden soll, vermuthete?

Ich ward nicht aus mir selbst, nicht weil ich werden wollte;
Ein Etwas das mir fremd, das nicht ich selber war,

Ward

Ward auf dein Wort mein Ich. Zuerst war
ich ein Kraut,
Mir unbewußt, noch unreif zur Begier;
Und lange war ich noch ein Thier,
Da ich ein Mensch schon heißen sollte. —

Zu diesem Wurme kam noch mehr von
Erdenschollen,
Und von des Meeles weißem Saft;
Ein innrer Trieb fieng an die schlaffen
Sehnen
Zu meinen Diensten auszudehnen,
Die Füße lernten gehn durch fallen,
Die Zunge beugte sich zum lallen,
Und mit dem Leibe wuchs der Geist. —

Erst war ich in dem grossen Unsichtbaren, Schon damals ein einfaches Wesen, mit einem Körper verbunden. Doch klein über alle Vorstellung, dem bewaffneten Auge des geübtesten Beobachters unerreichlich. Die Zeit kam, da ich zur Erscheinung reifeu sollte. Aber noch immer war ich elne Wurm, der einen Wassertropfen für ein Weltmeer gehalten haben würde. So haben alle Körper ihre wesentlichen Grundtheile, ihren eigenthümlichen Stoff, der in eine unendlich kleine Masse zusammenfällt. Eine bewundernswürdige Veranstaltung machte, daß ich, durch tausend Wege, zuletzt zu einem Theile der Materie gelangte, der vor al-

len übrigen geschickt war, mit mir zu einem Ganzen zusammen zu wachsen. Eigenthümlicher aufgeschwollener Stoff, mit erworbenem neuen, mehr und minder zusammenhängenden verbunden, war nun mein Leib, mit dem ich Erscheinung wurde, der nach und nach mehrere Theile der Körperwelt an sich riß und zu dieser grössern Gestalt erwuchs. — Aber dieß Wachsen wird ein Ende nehmen.

Jetzt fühlet schon mein Leib die Näherung des Nichts. —

Eine Zeit kömmt, da ich diese Eroberungen verlieren, da ich, so arm als jemals, in das große Unsichtbare, aus welchem ich gekommen bin, zurücktreten werde. Nicht körperlos; meine wesentlichen Bestandtheile werden mich auch dahin begleiten. Man sage nicht, daß ich dann auch, wie in dem nämlichen Zustande vormals, Jahrhunderte lang, bis zu einer neuen Verwandlung, in gänzlicher Gedankenlosigkeit zubringen werde. Vormals war ich nur fähig; nun bin ich geübt. Meine Möglichkeit zu denken ist zu einer grossen Fertigkeit erhöht, und bey dem ersten Anstoße bereit, zu einer neuen Wirklichkeit zu gelangen.

Daß ich endlich wieder einmal, am Ende eines Platonischen Jahres vielleicht, oder wer

weiß, wann? mit einem ausgedehnteren Körper ans Licht treten werde, ist der räsonnirenden Vernunft freylich nicht erwiesen gewiß; aber es widerspricht sich doch auch im mindesten nicht; es ist nicht wider die Natur, und die Art und Weise wie es geschehen kann, ist nicht schlechterdings über unsre Begriffe. Der Natur gemäß ist es, daß ich nach und nach den und jenen Theil des vollen Raums mit mir verbinde; es wird dann nach unzählichen solchen Veränderungen endlich einmal geschehen müssen, daß ich auf solche Theile komme, die meinen eigenthümlichern vor andern ähnlich sind; mit diesen werd' ich genauer, werd' ich länger zusammenhängen, mit diesen werd' ich eine grössere, in die Sinne fallende Ausdehnung gewinnen, mit diesen werd' ich zuletzt, in eine neue Gestalt umgebildet, hervortreten, die vor allen übrigen die ich annehmen könnte, meiner gegenwärtigen die ähnlichste seyn wird. Zu einer solchen Umbildung sind gewiß einige wesentlichere Theile meines vormaligen Leibes die geschicktesten. Diesen kann ich mich vielleicht, aus eigner Einsicht von neuem nähern; oder es kann seyn, daß eine verborgene Hand die ganze Masse des menschlichen Staubes ihrer neuen Bestimmung nahe bringt, daß durch irgend eine uns unbekannte Katastrophe, einem jeden so viel von dem Seinigen zugeführt wird, als er zu seiner Wiedererscheinung nöthig hat. Denn

wenn

wenn gleich tausend Zufälle den feinen Saamen der Blumengefilde in alle vier Winde verstreuen, wenn gleich von so vielen anmuthigen Gestalten keine Spur übrig bleibt: so bringt doch der kommende Frühling, Thau uud Regen, und der Sonne beseelender Strahl die ganze himmlische Scene, den bunten Schmuck der Thäler zurück. —

Per varios casus, per tot discrimina rerum
Tendimus in Latium. — — — *)

Die Art und Weise wie ich nach diesem Leben empfinden, wie ich den Eindruck äusserer Gegenstände annehmen, wie ich in die materielle Welt zurückwirken werde, wird von meinem jetzigen Leiden und Thun weit, weit unterschieden seyn. Viel davon zu bestimmen, darf sich wohl keiner getrauen. Der Tod, sagt man, wird die Reihe meiner Vorstellungen nur dem Scheine nach unterbrechen. So fällt ein Strom von einer Felsenwand hinunter, um tief im Thale mit ungestümmerer Heftigkeit fortzurollen. Diese Verwandlung wird alle meine Geistesvermögen erhöhen, die Empfindungen erleich-

*) Latium zu erreichen, durchgehn wir wechselnde Scenen,
Tausend Gefahren des Lebens. — — —
Virgil.

leichtern, der Einbildungskraft einen stärkern Schwung geben. Mein Empfindungskreis selbst wird sich vergrössern; aber ich werde zugleich auch scharfe Blicke bis auf den Grund so mancher Dinge thun, von welchen ich jetzt kaum die Oberfläche bemerke. Dann wird auch meine Geschäfftigkeit wachsen. Ich werde mich zu grossen Entwürfen aufgelegt fühlen. Schwierigkeiten, die ich mich hier nicht zu berühren getraute, werden dort, wie ein leichter Nebel, verschwinden; ich werde allenthalben einen ebenen Weg sehen. Mit einem Körper von Luft, werd' ich den Winden zuvoreilen. — Wie leicht werd' ich dann nicht meine geselligen Triebe befriedigen! Ich werde meine verlorenen Freunde zuerst aufsuchen; ich werde sie bald wieder finden; ein geheimer Zug wird mich ihnen nähern. Welche entzückende Freude, wenn wir einander zurufen werden: Das ist er, der Freund meiner Jugend! — Das ist sie, meine Rosalia, meine Freundin, meine Liebe! — Und die grossen Männer der Vorwelt; die Wohlthäter des ganzen menschlichen Geschlechts; die unsterblichen Weisen; die Väter der Völker, deren Schriften ich bewundre, deren Thaten ich mich, so viel an mir ist, nachzueifern bestrebe; sie alle werd' ich von Angesicht zu Angesicht sehen; mit ihnen werd' ich mich von Weisheit und Tugend unterhalten; Jahrhunderte werden vergehen, wie meine frohesten Stunden

anjetzt. — Wenn dieß Träume sind, so sind es aufs mindeste Träume von einer gewissen Größe und Anmuth; Erzeugniße eines edeln Geschmacks, einer erhabnen Einbildungskraft, einer Homerischen Begeisterung. —

Wie das Behältniß unsers unsterblichen Geistes beschaffen seyn müsse, solcher Eindrücke empfänglich zu werden, so viel, so stark zu empfinden, so Vieles und so leicht zu thun; dieß alles ist wieder nur ein Gegenstand der schüchternen Vermuthung. O ihr, die ihr schon zu der Würde erhöht seyd, die wir lange nach euch erst erlangen sollen; die ihr schon an der Quelle seyd, glückliche Bürger der unsichtbaren Welt!

Vielleicht empfangen wir bey trüber Dämmrung Klarheit,
Nur durch fünf Oeffnungen den schwachen Strahl der Wahrheit:
Da ihr, bey vollem Tag, das heitere Gemüth
Durch tausend Pforten füllt, und alles an euch sieht.
Daß, wie das Licht für uns erst wird mit unsern Augen,
Ihr tausend Wesen kennt, die wir zu sehn nicht taugen;

 Und

Und wie sich unser Aug' am Kleid der Dinge
stößt,
Vor eurem scharfen Blick sich die Natur
entblößt.
Vielleicht findt auch bey uns der Eindruck
der Begriffe,
Im allzuseichten Sinn nicht gnug Gehalt
und Tiefe,
Da bey euch alles haft, und, sicher vor der
Zeit,
Sich die lebhafte Spur, so oft ihr wünscht,
verneut.
Vielleicht wie unser Geist, gesperrt in enge
Schranken,
Nicht Platz genug enthält zugleich für zwey
Gedanken,
In euch der offne Sinn des Vielen fähig ist,
Und den zu breiten Raum kein einzler Ein-
druck mißt.
Doch unser Wissen ist hierüber nur Vermu-
then. —

Ich kehre zu einer zuverläßigern Erkenntniß zurück, zu einem göttlichen Lichte auf dem dunklen Wege des Lebens; zu der grossen Folge meiner geistigen Fortdauer; um derentwillen mein unendliches Daseyn allein meines brennenden Wunsches werth ist.

Ich

Ich werde mein geistiges Leben fortsetzen. Aber wie? — In aller Absicht als eine Folge des gegenwärtigen.

Mein Schicksal ist nur angefangen,
Hier, wo das Leben mir in Dämmrung aufgegangen;
Mein Geist bereitet sich zu lichtern Tagen vor. —

Hier war ich gut und böse; aber eins von beiden überwiegend. Das werd' ich dort auch seyn. So will es die Natur eines freyen Wesens. Glückselig oder unglückselig zu seyn, ist meine immerwährende Bestimmung. — Hier fand ich Unglück in dem Hause des Rechtschaffenen; hier sah ich den sorglosen Bösewicht in einem ununterbrochnen Wohlergehen seine Tage verleben. Dieß Verhältniß kann nicht fortdauern. Gott ist gut und gerecht. Er muß den Tugendfreund, wie den Sklaven der Laster, zu einem künftigen Leben aufbehalten: er muß sich an beiden rechtfertigen.

O du, den ich über alle hinfälligen Güter des Lebens liebe; o du, dem ich allein vertraue; du Freude meines Herzens von meiner Jugend an! — Soll ich es nicht von deinem väterlichen Wohlwollen erwarten, daß du mich auch dort in einem rechtschaffenen Wandel erhalten,

halten, daß du mich dort inniglich beseligen, mich dort überschwenglich beglücken werdest? Ja! ich erwart' es mit Zuversicht. O du Weltrichter! du wirst dich vor meinen Augen verklären. Ich werde den Triumph der Tugend sehn. Wann wird die glückliche Stunde anbrechen? —

Meine Seligkeit wird mit meinem Erwachen beginnen. Die Verbrecher Gottes werden ihr Elend mit dem Augenblicke empfinden, da sie von ihrer Betäubung zurückkommen werden. Wozu denn der Tag eines allgemeinen Gerichts? — Zu einer feyerlichen Erklärung für alle, und für einen jeden insonderheit, daß ihm wiederfahre und in alle Ewigkeit wiederfahren werde, was er mit seinen Handlungen verdient hat. Nicht genug, daß uns die höchste Gerechtigkeit richten; nicht genug, daß die weiseste Güte, in dem vollkommensten Verhältniße, angenehme, oder unangenehme Folgen mit unsern Thaten verbinden wird: wir sollen ihr Verfahren uns selbst auch entwickeln, wir sollen die Sittlichkeit desselben begreiffen; wir sollen selbst mit Ueberzeugung einsehen können, daß unser Richter so mit uns umgehen mußte, wenn er sich anders seiner höchsten Gerechtigkeit über uns gemäß bezeigen wollte. — Welche Feyerlichkeit! grösser als sie sich jemals auf dieser irrdischen Kugel zugetragen hat, wann nun alle

Völker

Völker der Erde, die ganze zahllose Nachkommenschaft Adams, sich um den Thron des obersten Richters versammlen, in einer ehrfurchtsvollen Stille das Urtheil der Lossprechung oder Verdammung erwarten, und dann alle mit Einem Munde bezeugen werden: Herr! deine Gerichte sind gerecht! Deine Gottheit verklärt sich in dem kleinsten Lohne, wie in der furchtbarsten Bestrafung. — Wenn ich auch nicht bestimmt wäre, an dieser Begebenheit Theil zu nehmen, so würd' ich doch wünschen daran Theil nehmen zu dürfen.

Die Menschen haben sich von jeher keine kleine Mühe gegeben, das ewige Wohl der Seligen, so wie das Elend der Verdammten, sich und andern deutlich zu machen. Diese Bemühung ist oft unglücklich genug ausgefallen. Man hat mehrentheils immer seine eignen, oft sehr schwankenden Begriffe von Wohl und Wehe zum Maaßstabe angenommen, ohne einmal die zufälligen Bestimmungen davon abzusondern, die uns, allem Ansehen nach, wohl schwerlich über das Grab hinausbegleiten werden. Daher die Begriffe von einem immerwährenden Genuße sinnlicher Freuden, selbst von der gröbern Art; daher die Erwartungen eitler Vorzüge, einer Herrschaft über andre, denen man hier ungern untergeben ist, einer ganz ungeschäfftigen Muße, einer ewigen Ru-

he von aller Arbeit; daher die leeren Schrecken einer ganz sinnlich gedichteten Hölle, die Furien und Henker, die Martern eines Phalaris,

Das Rad Jxions und
Die Brut des Danaus,

Verdammt zum Spott bey bodenlosen Fässern, und wie die widersinnigen Beschreibungen in alten und neuen Dichtern weiter lauten. Daher zum Theil auch die gewagten Bestimmungen jenes unbekannten Landes, welches unsre einst glückliche, oder unglückliche Wohnung seyn soll. Wer kennt nicht Elysium, die Inseln der Glücklichen, das Paradies des Muselmanns und das etwas verfeinerte so manches ehrlichen Christen; den Tartarus, das Fegefeuer, den Limbus und das Thal Hinnon? O Thorheit des Menschen! Die neue Welt wäre nie gefunden worden, wenn die Kolons sich in ihre Zimmer verschlossen und sich ihr Leben hindurch, beschäfftigt hätten, die Möglichkeit derselben zu begreiffen, die Wirklichkeit zu vermuthen und dann zu bestimmen, wie viele Himmelsstriche sie einnehmen, was für Produkte sie hervorbringen und was für Schaden oder Vortheil sie uns armen Europäern verschaffen werde. Von allen diesen Dingen erkenn' ich nur das Allgemeine. Ich lasse mich auf nähere Bestimmungen darüber nicht ein. Die feineren Vorstellungen einiger Neuern selbst, die

doch

doch auch nur von ihrem eigenthümlichen Hange nach Erkenntniß und Wissenschaft hergenommen sind, scheinen mir zu gewagt. Ich weiß nichts davon, ob mein Auge wechselsweise ein Sehror oder ein Mikroskopium seyn wird, ob ich mich mit der Schnelligkeit eines Lichtstrals von dem Monde zur Sonne, und von da zu dem letzten Nebelsterne erheben werde, den nur das Auge eines geübten Beobachters belauscht hat. Ich weiß nichts davon, ob ich mir im Monde Freunde machen, oder ob ich mich auf meiner Weltreise zu einem Bürger des Saturnus gesellen werde.

Ich weiß: ich bin ein Werk des Allgütigen. Er hat auch durch mich seinen Namen verherrlichen wollen. Meine Seligkeit ist: daß ich ihn erkenne, daß ich mich an seinen Vollkommenheiten belustige, daß ich ihn in seiner unendlichen, sichtbaren und unsichtbaren Welt bewundre, daß ich ihn mehr als mich selbst liebe, daß ich ihn anbete in seinen furchtbaren Gerichten, wie in den Anstalten seiner unbegränzten Erbarmung. Meine Seligkeit ist: daß ich mich aus meiner ganzen vereinigten Kraft, obgleich in einem unendlichen Abstande von ihm, bestrebe vollkommen zu seyn, wie er ist: daß ich nicht selig allein bin, daß ich mein geschäfftigstes Wohlwollen, so weit ich kann, verbreite, daß ich Freunde und Feinde, daß ich alle em-

pfindenden Wesen mit verhältnißmäßiger Liebe umfasse. Dieß war hier mein eigentliches Wohl. Und in diesem Verstande werd' ich auch künftig Gott schauen, werd' ich auch künftig meine edelste Bestimmung erfüllen. Ob ich dann den goldnen Pallast der Sonne bewohnen, oder ob ich, wie es mir am wahrscheinlichsten ist, ein Bürger dieser Erde bleiben werde, die sich vielleicht mit mir verwandeln und zu einer höhern Ordnung von Weltkörpern erheben wird: das darf mich wenig bekümmern. Allenthalben bin ich deines Beyfalls, o Unendlicher! gewiß. Und dann darf ich es doch wohl erwarten, daß du mich auch von aussenher mit einem Theile der Materie verbinden werdest, der mich mit überwiegend angenehmen Empfindungen erfüllen kann. Ich werde dann zwar immer noch ein endliches, der Veränderung, selbst der zum Bösen, unterworfenes Geschöpf bleiben; ich kann nie über die Möglichkeit, wie in tausend andern Dingen, so auch insonderheit in Rücksicht auf meine Glückseligkeit, zu irren, erhoben werden: aber bey einer so langen Uebung in der Tugend, muß doch die Gefahr zu fallen sich unendlich vermindern und meine sittliche Güte zu einer grossen Vollkommenheit reifen. Dieses Wachsen im Guten, welches mich der Gottheit immer näher bringen muß, macht es nun auch immer unwahrscheinlicher, daß es mit mir jemals ein Ende nehmen sollte. Ich

darf

darf nicht besorgen, daß ich jemals ein Nicht mehr weiter meiner Vollkommenheit antreffen werde. Es ist gewiß, daß ich in Ewigkeit fortsteigen kann, ohne die oberste Stufe zu erreichen, und daß der Alleinselige doch immer das unbeschreibliche Ideal bleibt, von welchem alle endliche Größe zusammen genommen in unendlichen Räumen absteht. Das ist dann Freude, die kein Auge gesehn, kein Ohr gehört hat, die in kein menschliches Herz gekommen ist. Meine Erkenntniß davon ist freylich sehr unvollständig; aber doch Erkenntniß genug, um mich sicher zu leiten. Mein ewiges Wohl ist in meinem zeitlichen gegründet. Jenes kann ich in diesem erreichen. Es soll an meinem Bestreben dazu nicht fehlen. Andre mögen durch die ängstliche Besorgniß einer qualvollen, endlosen Bestrafung, zu einem heilsamen Nachdenken gebracht werden. Ich will sie darum nicht geringer als mich selbst halten, ich will auf dem Wege zur Ewigkeit ihre Gesellschaft mit Freuden annehmen, und ihnen die meinige anbieten. Wir werden anfangs aus unterschiedenen Bewegungsgründen reisen; mit der Zeit aber werden sich auch die ihrigen zu dem Adel erheben lassen, der der Würde der Sache gemäß ist.

2. Züge aus dem Charakter des grossen Türenne.

Türenne besaß alle Eigenschaften eines Helden, und überdieß die edle Einfalt der Sitten, die den Glanz dieser Vorzüge noch mehr erhebt. Niemand war gütiger, sanftmüthiger, leutseliger als er. Er glänzte nicht durch die Talente für die Unterhaltung in Gesellschaften, aber kein Feldherr hat ihn an durchdringendern Verstand, richtiger Beurtheilungskraft und tiefern Einsichten übertroffen. Sein Muth war kalt und bedächtlich, sein Blick sicher und zuversichtlich, jederzeit wußte er seine Einbuße wieder gut zu machen, und mit wenigen viel auszurichten. Ludwig der XIV. lernte unter seiner Anführung den Krieg, und that verschiedne Feldzüge mit ihm, wobey er bloß hörte, bloß ausführte, nichts entschied.

Seine ersten Feldzüge that er unter seinem Onkel mütterlicher Seite dem Prinz Moriz von Nassau. Er mußte von unten auf dienen, in seinem 23sten Jahre war er Mareschall de Camp, im 32sten Mareschall von Frankreich, und im 48sten Generalfeldmarschall der sämtlichen königlichen

niglichen Armeen. Seine Feldzüge, besonders die von 73. 74. 75. sind von den Kennern bewundert worden, er mußte sich wegen seiner kleinen Armeen vertheidigungsweise betragen, grif zugleich die Feinde an, schlug die ungleich stärkern.

Sein Leben ist eine Reihe edler, grosser, glänzender Thaten und menschenfreundlicher und weiser Handlungen. — Auf einem beschwerlichen und langen Rückzuge hatte sich ein Soldat entkräftet bey einem Baum hingeworfen, um das Ende seiner Leiden zu erwarten; Türenne ritt in dem Augenblick vorbey, sah den Unglücklichen, stieg vom Pferde, half dem entkräfteten Soldaten hinauf, und gieng zu Fuße neben her, bis er ein Fuhrwerk erreichen konnte, um ihn bequemer fortzubringen.

Auf einer Retirade sah er einige Reuter die Köpfe vor Flintenkugeln ausbeugen, so von einem Hügel kamen, und aus Furcht vor dem Marschall sich sogleich aufrichteten. „Nein, nein, rief ihnen Türenne zu, das schadet nicht, so was verdient wohl einen Reverenz."

Die Armee nannte ihn ihren Vater. Als er im Winter 73. die Feinde aus Westphalen verdrängen wollte, und von Strapazen ermüdet hinter einer Hecke sich schlafen gelegt hatte,

kamen einige Mousketier, hauen Zweige von den Bäumen, ihm eine Lagerhütte zu machen, um vor dem Schnee gesichert zu seyn; einige Reuter hiengen die Mäntel darüber. Türenne erwachte, und fragte sie, warum sie nicht marschirten? „Wir wollen uns unsern Vater erhalten," antworteten sie, das ist unsre Sorge, denn wer brächte uns, wenn wir ihn einbüßten, wieder in unser Land?

Türenne hatte es so weit gebracht, daß er über den Plan eines Feldzugs unumschränkter Herr war. Er gab nur seinem Ludwig Nachricht davon.

Die beiden Könige von Spanien und Frankreich sprachen einander auf der Fasahneninsel beym Pyrenäischen Frieden, und einer stellte dem andern die angesehnsten Leute seines Hofs vor. Türenne blieb unter den französischen Hofleuten verborgen, und Philipp ließ sich ihn ihm zeigen. Er betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit; wendete sich zu seiner Schwester Anna von Oestreich und sagte zu ihr: Sehen Sie, das ist der Mann, der mir so viel schlaflose Nächte gemacht hat.

In seinem Feldzuge von 75. gegen den Montecuculi, bewundert man die Kunst dieser grossen Generale in vortheilhaften Lägern und Märschen;

schen; die Armeen standen an einem Dorfe Salzbach einander gegen über, man bereitete sich zu einer Schlacht. Türenne recognoscirte die Anstalten des Feindes, als ihn eine unglückliche Kanonenkugel tödtete, die dem St. Hilaire, der ihn begleitete, den Arm wegriß. Mit Thränen im Auge rief dieser zu seinem Sohn, der ihn zu beklagen sich vor St. Hilaire nieder warf: „Nicht um mich, mein Sohn, sondern um diesen großen Mann muß man weinen."

Montecuculi hielt ein, edel genug, um keinen Vortheil aus der Bestürzung der französischen Armee zu ziehen, rief voll Verwunderung, Mitleid und Kummer aus: Wir haben einen Menschen verlohren, der der Menschheit Ehre machte.

Frankreich beweinte ihn, ihn, seinen allgemeinen Beschützer und Vater; der König, seinen Lehrer und Freund und Alles.

3. Charakter des Saladdin.

Saladdin war einer der größten Eroberer des 12ten Jahrhunderts. Freundlichkeit, Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Religion, Ge-

rechtigkeit und Freygebigkeit machen seinen Charakter aus. Seine Gespräche waren simpel, artig, natürlich, beredsam. Für seine Religion war er sehr eingenommen, ohne die Christen, wenn sie sich durch keine andere Niederträchtigkeiten seinen Zorn zuzogen, zu verfolgen.

Das Glück erhob ihn selbst auf den Thron, den er nicht gesucht hatte. Er erwarb sich die Liebe seiner neuen Unterthanen durch nützliche Anordnungen, und suchte die Habsucht der Christen und Juden im Zaum zu halten, die die öffentlichen Einkünfte in Pacht hatten. Er eroberte Syrien, Arabien, einen Theil von Persien, Mesopotamien, und gieng auf Jerusalem los, es den Christen zu entreissen. Renaud von Chastillon war die Ursache des Krieges, dieser hatte einen zwischen den Muselmännern und Christen geschlossenen Waffenstillstand gebrochen, eine syrische Karavane überfallen und sie zu Sklaven gemacht. Saladdin forderte die Loßlassung dieser Reisenden. Renaud schlug es ab, und beschimpfte die Gesandten desselben. Saladdin ward so sehr darüber aufgebracht, daß er Gott zum Zeugen der Untreue der Christen anrief, und schwor, mit seiner ganzen Macht sie zu bekriegen, und Renaud mit eigner Hand umzubringen. Die Christen verlohren die Schlacht bey Tiberias, sie dauerte drey Tage und war sehr blutig. Der König von Jerusalem

Gui-

Guido von Lusignan und Renaud wurden gefangen. Saladdin bezeugte sich gegen erstern eben so gütig und menschenfreundlich, als gerecht und streng gegen leztern. Er machte ihm wegen seiner Treulosigkeit Vorwürfe, und sagte, daß ihm nur ein einzig Mittel seiner gerechten Strafe zu entgehen, übrig blieb, nämlich die muselmännische Religion anzunehmen. Renaud, beleidigt über den niederträchtigen Antrag, trozte dem Sultan mit beleidigenden Worten. Der Zorn übereilte diesen, er sprang auf, schleppte ihn beym Leibe mitten in die Versammlung und hieb ihm mit einem Streich den Kopf ab. Der blutende Kopf rollte vor die Füsse des Königs, der erblaßte. „Sey ruhig, rief ihm Saladdin zu, die Untreue trift nur ihren eignen Urheber, ich räche mich an einem Verräther, ich weiß aber auch die Rechte der Menschheit gegen diejenigen zu beobachten, die sie nicht verlezt haben."

Eben so großmüthig betrug er sich gegen die christlichen Gefangnen, als er hernach Jerusalem eroberte, erließ ihnen das Lösegeld, pflegte die Kranken, und gab ihnen die Freyheit.

Der Feldzug, den die Christen nach dem Orient thaten, um ihm Jerusalem wieder abzunehmen, war wegen Uneinigkeit ihrer Anführer fruchtlos, und Richard, der König von Eng-

land schloß einen Stillstand auf drey Jahr mit Saladdin. Saladdin überlebte ihn nicht. Die Geschichtschreiber erzählen von ihm, daß er kurz vor seinem Tode befohlen habe, die Leinwand, in die sein Körper gewickelt werden sollte, auf einer Lanze herumzutragen und auszurufen: Das ist es, was der Bezwinger des Orients von allen seinen Eroberungen mit sich nimmt.

Die Muselmänner verehren ihn als einen Heiligen, die Christen als einen Menschenfreund, unter die er während seiner Krankheit Almosen austheilen ließ.

Folgender Zug noch von ihm:

Eine Frau überreichte ihm, als er sich mit seinen Generalen über Kriegsoperationen besprach, eine Bittschrift. Saladdin sagte ihr, sie sollte warten! „warum bist Du König, antwortete sie ihm, wenn Du nicht unser Richter seyn willst?" — Sie hat recht, sagte Saladdin, hörte sie und sie gieng befriedigt fort.

---

4. Wil-

4. Wilkes Charakter und höchst merkwürdige Geschichte.

Die Administration des Lords Bute, die gleich nach dem Regierungsantritt des jezigen Königs anfieng, und dessen erste Frucht der so unerwartete Friede, 1762. war, mißfiel der Nation ausnehmend, wozu noch kam, daß Bute, ein Schottländer, einer großen Anzahl Engländer ihre Bedienungen nahm, und solche an Schottländer vergab. Wilkes war in dieser Zeit Mitglied des Unterhauses, das er schon bey den zwey vorhergegangenen Parlamentern gewesen war. Die Eigenschaften dieses Mannes sind, viel Verstand, eine große Kenntniß der Rechte seines Landes, Muth, Entschlossenheit, und eine unbesiegende Standhaftigkeit; allein er ist nur ein mittelmäßiger Redner, worauf doch im Parlament so viel ankommt. Er hatte sein ansehnliches Vermögen durchgebracht, und wünschte daher einen lucrativen Posten. Zwey derselben waren vorzüglich nach seinem Geschmacke; der Posten eines Gouverneurs in den amerikanischen Colonien, und derjenige eines Gesandten bey der Pforte. Er sollicitirte um beide bey Lord Bute. Man sagte ihm alles zu, und hielt nie Wort. Dieses brachte Wilkes auf.

Da er ein weit größer Talent zum Schreiben als zum Reden hatte, so ergriff er die Feder, und bediente sich sehr geschickt der Disposition des Volks, um den Minister anzugreifen. Dieses war der einzige Gegenstand seines periodischen Blattes, der North-Briton genannt. Die sonderbaren Ministerialthaten seines Gegners lieferten ihm hiezu den reichhaltigsten Stoff. Der Minister brannte vor Begierde sich zu rächen, und wartete nur auf eine gute Gelegenheit, die sich bald zeigte.

Die Reden, die der König im Parlement hält, werden allemal von einem Minister gemacht, und gewöhnlich erst im geheimen Conseil approbirt, daher man sie, ungeachtet sie aus dem königlichen Munde kommen, doch als Reden des Ministers ansehn kann. Nun bediente sich der König, da er vom Thron dem Parlament den Frieden verkündigte, folgender Worte: „Nachdem ich mit Einstimmung meines guten Bruders des Königs von Preussen den Frieden geschlossen habe u. s. w." Wie es sich mit dieser Einstimmung verhielt, weiß jedermann, der die neueste Geschichte kennt; auch war es in England durchaus bekannt, daher Wilkes es in seiner Schrift geradezu eine Lüge nannte. Bute bediente sich des Vorwandes, daß der König persönlich angegriffen wäre, und ließ Wilkes nach dem Tower bringen. Sol-

che

che Verhaftnehmungen hatten sich schon vorher englische Minister bey ausserordentlichen Gelegenheiten erlaubt, wenn nämlich von Hochverrath die Rede war. Die Geseczmäßigkeit dieser Macht wurde in dem Prozeß des Wilkes untersucht und bestimmt, der vermöge der Habeas Corpus-Akte wenig Tage nach der Arretirung vor sich gieng. Ganz England war dabey interessirt, da es hier auf die Rechte eines jeden Engländers ankam. Wilkes trat hiebey als Champion der Nation auf, unterstüzt von den größten Rechtsgelehrten des Königreichs, und zum Tribunal begleitet von einer zahllosen Menge Volks, das die Entscheidung erwartete. Sie fiel für ihn aus. Wilkes wurde losgesprochen, und die beiden Minister Lord Egremont und Lord Hallifax, die den Verhaftsbrief unterzeichnet hatten, zu einer Geldstrafe von fünftausend Pfund Sterling verdammt.

Man war so weit gegangen, seine Papiere zu durchsuchen, weshalb Wilkes nach seiner Loslassung zum Ober-Friedensrichter Fielding gieng, beide vorbenannte Minister als Räuber anklagte, die sein Haus spolirt hätten, und einen Criminal-Verhaftsbrief (warrant) wider sie verlangte. Dies Gesuch wurde zwar abgeschlagen, allein die Kühnheit des Schritts machte ihm Ehre. Einige bey ihm gefundene Papiere veranlaßten indessen seine mächtigen Feinde, einen

Prozeß gegen ihn anzuspinnen, dem er sich nicht unterziehen wollte, und deshalb England verließ. Er hielt sich einige Jahre in Frankreich und Italien auf, während welcher Zeit er als nicht erscheinend verdammt, und sein Name durch die dem Hofe ergebene Majorität in der Parlamentsliste ausgestrichen wurde.

Der Geldmangel und seine ausländischen Gläubiger trieben Wilkes endlich nach England zurück. Er kam in London mit einem Entwurf an, den er mit vieler Klugheit und Beharrlichkeit ausführte, und der auch durch den besten Erfolg gekrönt wurde. Er stellte sich vor das Tribunal, und empfing das Urtheil eines zweyjährigen Gefängnisses in der King's Bench. Er unterwarf sich demselben, und wollte sich dahin begeben; das Volk wollte es aber durchaus nicht zulassen, und nöthigte ihn, sich in eine Taverne zu verfügen. Hier wollte er das Ende des Tumults erwarten, allein vergebens. Das Haus wurde gleichsam belagert, und der Volkshaufe, anstatt sich zu verringern, vermehrte sich. So dauerte es bis in die Nacht, worauf denn Wilkes, seinem Plane getreu, ein sonderbares Mittel ergriff, das vielleicht beyspiellos ist. Man hört täglich von Verkleidungen, um aus Gefängnissen zu entkommen; allein unerhört ist eine Verkleidung, um ins Gefängniß zu eilen.

Wil-

Wilkes bediente sich dieser Vorsicht, und langte glücklich in der King's Bench an.

Dieses Gefängniß liegt in den St. George Feldern, die den folgenden Tag von dem zahllosen Volke ganz bedeckt waren. Es wollte das ungeheure Gebäude dem Erdboden gleich machen, und auf diese Weise seinen Liebling befreyen. Es würde auch geschehen seyn, wenn Wilkes nicht selbst am Fenster erschienen wäre, und durch dringendes Bitten es verhindert hätte. Die Tumulte währten jedoch beständig fort, bis man endlich Soldaten kommen ließ, die durch Blut diese unruhigen Scenen endigten. Ein Knabe von niedrigem Stande, Namens Allen, wurde dabey erschossen. Ein Tod, der in einem andern Land kaum würdig scheinen würde, in einer Zeitung zu paradiren, wurde hier als die größte Staatsangelegenheit behandelt. Alles schrie über Mord. Das Volk rasete, die Vernünftigen murrten, die Minister zitterten, und selbst der König war mit dem Vorfall höchst unzufrieden.

Wilkes lebte indessen in seinem Gefängniß sehr wohl. Er war den ganzen Tag mit Besuchen überhäuft. Täglich kamen verdienstvolle und angesehene Männer zu ihm, und boten ihm ihre Dienste an. Sein Geldmangel hörte von Stund an auf, und die Societät der Aufrecht-

haltung der englischen Rechte (Society of the bill of rights) bezahlte sogar seine englischen Schulden, die sehr beträchtlich waren. In dieser Zeit wurde er auch zum Repräsentanten der Grafschaft Middlesex erwählt.

Seine Loslassung im Jahre 1770. war die Losung zu neuen Unruhen. Das Parlament, das Wilkes als ausgestossen ansah, hatte an seiner Stelle den Obristen Luttrel, der nur sehr wenige Wahlstimmen aufzeigen konnte, als Repräsentanten von Middlesex angenommen. Dieses griff die Grundverfassung des Reichs an, da nicht die ganze gesezgebende Gewalt in England vielweniger das Unterhaus allein, die Macht hat, einen förmlich erwählten Repräsentanten des Volks zu verwerfen. Auf diese Gesetze gestützt, trotzte Wilkes diesem von der ganzen Nation gehaßten Parlament, und mißhandelte es auf eine unerhörte Weise.

Es wäre ihm leicht gewesen, von hunderttausenden begleitet, seinen rechtmäßigen Sitz im Parlament mit Gewalt einzunehmen und zu behaupten. Der Erfolg würde ganz anders gewesen seyn, als bey dem unsinnigen Gordon, dessen Anhänger nur der Abschaum des Pöbels waren, dahingegen Wilkes den größten und edelsten Theil der Nation, ja Ein Drittel des Parlaments selbst auf seiner Seite hatte. Einige seiner Freun-

de riethen ihm zu diesen heftigen Maaßregeln, er gab ihnen aber kein Gehör, sondern wartete ein neues Parlament ab.

Mitlerweile wurde er, ungeachtet aller Ministerial-Cabalen, zum Aldermann von London, zum Sherif der Grafschaft Middlesex, und 1774. gar zum Lordmajor dieser großen Stadt erwählt. War gleich sein Ehrgeiz hierdurch befriedigt, so war doch der Hapttheil seines Entwurfs, Reichthum, noch zurück. Auch hierin glückte es ihm, da er 1778. den überaus einträglichen Posten als Kämmerer oder Schatzmeister von London erhielt. Diese Stelle ist auf Lebenslang, und befriedigte alle Wünsche dieses in der That sonderbaren Mannes. Wenn kluge Maaßregeln, mit nicht gemeinen Talenten verbunden, durch Muth und Schamhaftigkeit unterstützt, und mit einer seltenen Beharrlichkeit bis zum Ziele geführt, ein Recht auf unsre Bewunderung haben, so verdient sie Wilkes gewiß. Es hieng blos von ihm ab, ein Catilina zu werden; er ward es nicht, sondern begnügte sich ein Wohlthäter seiner Nation zu seyn. Er war es auch im eigentlichsten Verstande bey vielen Gelegenheiten. Selbst bey dem erschrecklichen Gordonschen Tumult, da die Minister zitterten und unthätig waren, und die Magistratspersonen von London ihre Häuser nicht verlassen wollten, wagte sich Wilkes unter den rasenden

den Pöbel, und rettete mit Gefahr seines Lebens die Bank, die man eben plündern wollte. Er gebrauchte Bitten, Vorstellungen und Drohungen, ja einige der wüthenden Anführer griff er mit eigenen Händen an, und nahm sie in Verhaft. Diese herzhafte und patriotische Handlung zur Zeit der Noth söhnte ihn auch mit dem Könige aus, der ihn seit zwanzig Jahren tödlich haßte. Er ist jezt ein eifriger Anhänger des gegenwärtigen Pittschen Ministeriums.

5. Lord Chathams Charakter, öffentliches und Privatleben, Beredsamkeit, Tod und Leichenbegängniß.

Der größte Patriot, den die englische Geschichte unter den Ministern aufzuweisen hat, war der unsterbliche Graf Chatham, ein Mann, bey dem die ausserordentlichsten Talente mit dem edelsten Herze und einer unbegränzten Vaterlandsliebe verbunden waren. Nie hatte ein Minister in diesem Lande ein so allgemeines Zutrauen, wie er. Nie sahe man eine so vollkommene Einigkeit zwischen dem Könige, dem Parlament und dem Volk, wie während sei-

seiner glorreichen Administration, die zum Unglück für England nicht lange genug dauerte. Hätte sie nur zwey Jahre länger gewährt, so würden wir keinen amerikanischen Krieg erlebt haben, und Großbritannien sich jetzt höchst wahrscheinlich auf einer Höhe von Macht, Ruhm und Flor befinden, wovon die Lage im Jahre 1762. nur ein Schattenriß ist. Sein Rath war, Spanien 1760. den Krieg anzukündigen, da er voraussahe, daß dieser Hof nur die Ankunft der Silberflotte erwartete, um sich feindlich zu erklären. Diese würde sodann in die Hände der Engländer gefallen seyn, und sie in Stand gesetzt haben, den Spaniern Gesetze zu geben. Man folgte diesem weisen Rath nicht, und Chathams Prophezeihung wurde aufs genaueste erfüllt; denn sobald die lezte Gallione in Cadix eingelaufen war, zog Spanien die Larve ab, und der Krieg brach aus. Eben so war sein Grundsatz, daß man in Amerika alle französische Inseln erobern und keine wiedergeben müßte, wodurch denn die damals ganz vernichtete französische Marine unmöglich hätte emporgebracht werden können. Das englische Ministerium hatte aber Ursachen, die der Chevalier d'Eon erklärt hat, hierin anders zu handeln, und man beförderte gleichsam vorsetzlich die Wiederherstellung der französischen Seemacht.

Es ist bekannt, wie sehr Chatham gegen den amerikanischen Krieg eiferte, und die unglücklichen Folgen desselben mit der überzeugendsten Gewißheit prophezeihte. Er sagte in einer Parlamentsrede zu den versammelten Pairs: „Mylords, ihr habt kein Recht über den Beutel, vielweniger über das Leben eures amerikanischen Mitbürgers; er unterwirft sich der „Nothwendigkeit unsrer Gesetze, in Ansehung „seines Gewerbs, und befolgt die Regeln unsrer Nationalhandlung, denn er sieht, daß es „nöthig ist; er ist zufrieden, Wolle zu kaufen, „und sich eurer Weber und Schneider zu bedienen, weil ihr es wünscht: aber, wenn er denn „seine Kleider angezogen hat, so mag er wohl „sagen, sie gehören ihm; er mag wohl sagen, „ihr sollt seinen Rock nicht haben, da er, wenn „er ihn gäbe, seiner Unterkleider nicht länger „versichert wäre. Mylords, der Fleiß der Amerikaner hat euch vierzig Jahre lang Unterstützung verschaft; ihr habt die großen Materialien der Handlung nicht allein wohlfeiler von „Amerika als von andern Ländern, wo ihr sie „hergeholt habt, sondern ihr bezahlt auch für „diese Materialien nicht einmal Geld, nur verarbeitete Waaren, die so sehr die Bilanz zu „eurem Vortheil entscheiden, daß die Amerikaner keinen Schilling besitzen, der nicht der eurige ist. Dies ist die große, die dauerhafte, die „unterstützende Contribution, die Amerika be-

„zahlt,

„zahlt, und die dieses ehrwürdige Gebäude ver-
„hindert, zu Staub zu verfallen. Sie werden
„entweder eure jezige Maasregeln belachen, oder
„mit gutem Erfolg ihre Empfindlichkeit zeigen.
„Haben sie Kaltblütigkeit, so werden sie euch be-
„greiflich machen, was ihr verliert; nehmen sie
„ihre Zuflucht zu den Waffen, so werdet ihr die
„ersten, vielleicht die einzigen Leidenden seyn;
„ihr müßt ruinirt werden, sie aber werden für
„ihre Rettung wohl sorgen. Ich bin ein alter
„Mann und in öffentlichen Geschäften grau ge-
„worden, mein Rath kommt aus Erfahrung;
„vielleicht ist er etwas werth. Ruft eure Hand-
„voll Truppen von dem abscheulichen Geschäfte
„des Mordens zurück; sie sind weder fähig noch
„willig, eure Befehle zu vollziehen. Seyd Ame-
„rikas Freunde, euer eignes Interesse, ja eure
„eigne Sicherheit verlangt es. **Ihr werdet
„ihre Zuneigung wünschen, wenn ihr
„Schwerdt gegen euch gerichtet seyn wird**
„u. s. w.“ Da man dennoch die den Colo-
nien so nachtheilige Gesetze machte, beschwor er
die Pairs, nicht darinn zu willigen, weil sie ge-
wiß mit Schande widerrufen werden würden.
Ich war selbst im Parlamentshause gegenwär-
tig, an diesem für England so merkwürdigen
Tage, der das Schicksal von Amerika auf ewig
entschied. Chatham bediente sich dabey folgen-
der Worte: „Mylords! they certainly will
„be repealed! I set my reputation at stake!
„I con-

„I consent to be taken for an ideot, if they „are not repealed. Mylords, sie werden ge„wiß widerrufen werden! Ich setze meine Re„putation zum Pfande! Ich will für einen „Idioten gehalten seyn, wenn man sie nicht wi„derrufen wird." Dieses geschah auch zwey Jahr nachher, mit Schimpf und Demüthigung, da man die Friedens-Commißarien nach Amerika schickte, die der Congreß nicht einmal anzuhören würdigte.

Chathams Administration war einer Alleinherrschaft ähnlich, weil alle andre Minister nur seine Subalternen zu seyn schienen. Unter derselben gelangte Großbritannien zu dem noch von keinem Volk je erlebten Ruhm, in einem Jahre (1759.) Siege in allen vier Welttheilen erfochten zu haben. Anfangs war er kein Freund des Systems, englische Truppen nach Deutschland zu schicken, weil er verlangte, daß man sich blos auf den Seekrieg einschränken sollte; allein die Thaten Friedrichs verursachten, daß er seine Politik änderte, und den Grundsatz annahm, daß Amerika in Deutschland erobert werden müßte. Er war der größte Lobredner der preußischen Feldzüge, und sparte dabey keine Blumen und Bilder, die denn, im Feuer seiner Rede, nicht allemal glücklich gewählt waren, sondern ihn bisweilen von der Wahrheit etwas abführten. Von der Schlacht bey Roßbach sagt er: „Die

„Die Religion mit erzürntem Blick war bey „der Avantgarde (der Preussen); die Freyheit „flog durch die in Schlachtordnung gestellten „Reihen, und entflammte den Eifer der Krie„ger, da donnerte der allmächtige Jehovah durch „die kämpfenden Regionen, und ihre Feinde „lagen überwunden zu ihren Füssen."

Die anerkannte Rechtschaffenheit dieses Mannes, sein freymüthiges unveränderliches Betragen, die kluge Wahl der Befehlshaber, wobey er nicht auf Rang, Titel oder Familie sah, seine überaus große Thätigkeit, die er auch Andern einzuflössen wußte, die Kühnheit seiner Entwürfe, die mit Klugheit und kaltem Blut gemacht, und mit Wärme und Standhaftigkeit ausgeführt wurden, alles dieses machte ihn mit Recht zum Abgott seiner Nation. Man errichtete ihm Statuen in Europa und Amerika. Die Stadt Cork in Irland ließ ihm eine setzen, die viertausend Pfund Sterling kostete. Es wurden ihm zu Ehren Medaillen geschlagen, die auf der einen Seite sein Bildniß, auf der andern aber die Inschrift hatten: „Dem Manne, „der nachdem er sein Vaterland gerettet, auch „durch seine Beredsamkeit die Colonien erhalten hat." Man nannte Kaffeehäuser, Tavernen, Theegärten und Straßen nach seinem Namen. In allen Häusern sah man seine Büsten in allerhand Größen und Steinen, oder seine

 gemal-

gemalten Bildnisse; die Armen begnügten sich mit Kupferstichen, die sie ihrem besten Hausrath gleich achteten.

Frankreich hat vielleicht seit Jahrhunderten keinen so gefährlichen Feind gehabt, als den Grafen von Chatham. Er war kein Hofmann, daher er auch diese Abneigung selbst im Frieden nicht verbarg, und zwar aus der Ueberzeugung, daß das Wohl beider Staaten neben einander nicht bestehn könnte. Sein unwandelbarer Grundsatz war Frankreich zu demüthigen, er erklärte dieses beständig im Parlament, ja 1760. sagte er es dem spanischen Gesandten, der für Frankreich redete, unter die Augen mit dem starken Zusatze: „hievon werde ich nicht „abgehn, bis der Tower von London mit dem „Degen in der Faust erobert ist.“

Die Liebe des Volks verursachte auch, daß er in England den unmöglich scheinenden Plan einer Landmiliz etwarf, und glücklich ausführte; eine vortrefliche und ganz sonderbare Einrichtung.

Im Jahre 1776, da der amerikanische Krieg anfieng Besorgniß zu erregen, wünschte man sehr, daß er Antheil an der Administration nehmen möchte. Es geschahen ihm deshalb Anträge mit vorläufiger Bewilligung aller seiner

Bedin=

Bedingungen. Wie konnte aber dieser so ehren- als tugendvolle Greis wohl zu einer solchen Gesellschaft treten, als damals am Ruder saß! Auch war seine Antwort ganz seiner würdig: „Ich will mich," sagte er, „lieber mit der „Pest associiren, die jezt in Constantinopel wü„thet, als mit dem Northschen Ministerio." Er fuhr indessen fort, ungeachtet seiner sehr kränklichen Umstände, im Parlament zu erscheinen, woselbst er ganz in Flanel eingewickelt, und auf Krücken gestützt, sich einfand, und mit seiner mächtigen Beredsamkeit in die Seelen der Minister donnerte. Dieses that er, bis er einst entkräftet und ohnmächtig dahin sank; ein Zufall, der alle anwesende Lords so sehr rührte, daß sie sogleich die Seßion endigten. Er lebte nur noch einige Wochen nach diesem parlamentarischen Gefechte, das seinen Tod beschleunigte, daher man von diesem großen Manne mit Recht sagen kann, daß er für sein Vaterland streitend gestorben ist. Er dachte noch an dasselbe mit seinem lezten Hauche. Der vortrefliche Lord Camden war bey seinem Tode gegenwärtig. Er war ein vertrauter Freund Chathams, und dieser Freundschaft durch seine Rechtschaffenheit, großen Fähigkeiten, und Uebereinstimmung von Grundsätzen vollkommen würdig. So wie Sokrates mit seinen Freunden in der lezten Todesstunde philosophirte, so sprachen diese beiden Staatsmänner noch am Rande des Grabes von

Politik. Chatham rief endlich aus, indem er seinem Freunde sterbend die Hand drückte; „Dear Camden save my country!" „Lieber Camden, retten Sie mein Vaterland!" Wenig Augenblicke nachher entfloh seine große Seele.

Der stärkste Beweis von den Tugenden dieses unsterblichen Mannes ist, daß er, der einige Jahre lang so zu sagen die Alleinherrschaft von Großbritannien hatte, weder Stolz gegen seine Mitbürger zeigte, noch sich Schätze erwarb. Nur allein gegen die Feinde Englands war er stolz, sonst aber äusserst herablassend. Ein deutscher Bürger von meiner Bekanntschaft, Einwohner von London, hatte ein Gesuch beim Könige Georg II. und wandte sich deshalb an Chatham, der damals als Staatssecretair noch den berühmten Namen Pitt führte, und der deutschen Nation besonders gewogen war. Da es eine Gnadensache betraf, so wies ihn der Minister an den König, und unterrichtete ihn, was er sagen und welcher Gründe er sich vorzüglich bedienen sollte. Weil aber dennoch eine Bittschrift hiezu nöthig war, so lies sich dieser alles beherrschende Minister so weit herab, die Verfertigung derselben für diesen obscuren, ihm ganz fremden Mann einem seiner Sekretair sofort aufzutragen. Dergleichen Züge weiß man unzähliche von ihm. Geschenke anzunehmen, Bestechungen zu machen, sich durch Cabalen zu helfen,

helfen, waren ihm ganz unbekannte Dinge, auch starb er arm.

Das Parlament war eben versammelt, als die Nachricht von seinem Tode kund wurde. Lord North konnte sich vor Freuden kaum fassen, und im Taumel derselben stimmte er aufs eifrigste bey, als Chathams Freunde sogleich auf ein Mausoleum, auf eine Beerdigung auf öffentliche Kosten, und auf ein Pension für die hinterlassene Familie antrugen, welche ohne die leztere vielleicht jezt die ärmste unter den Edlen des Königreichs seyn würde. Alles wurde bewilligt, allein bald wieder von der Ministerialparthie bereut. Sie gaben dieses nicht nur, da es schon zu spät war, durch heftige Parlaments-Deklamationen zu erkennen, wobey sie Chathams Verdienste herabwürdigten, sondern sie suchten auch den Parlamentsschluß durch allerhand Mittel auf die niederträchtigste Weise zu schwächen.

Die Stadt London wünschte das Mausoleum in der Paulskirche aufzustellen, wo noch keins vorhanden ist. Eine förmliche Bittschrift wurde deshalb dem König übergeben, der hierin die vollziehende Gewalt hatte: sie ward aber verworfen, und das Denkmal an dem dunkelsten Orte der Westmünsterabtey aufgestellt. Ein Begräbniß auf Kosten der Nation setzte Feyer-

lichkeiten voraus, wovon die Minister nichts hören wollten. Der Antrag, daß das Parlament in Prozeßion dem Leichenbegängniß beywohnen sollte, gieng nicht durch, obgleich im Oberhause nur eine einzige Stimme dazu fehlte. Die Stadt London aber war zu dieser Begleitung sehr bereit. Nicht allein der Magistrat, sondern auch die zahlreichen Deputirten der Bürgerschaft, wollten diesem um sein Vaterland so verdienten Manne die lezte Ehre erweisen, und hielten deshalb durch eine andre Bittschrift bey Hofe an, daß man ihnen den Tag der Beerdigung wissen lassen möchte. Da man nun diese Bitte nicht wohl abschlagen konnte, so bemühte man sich wenigstens den Zweck zu vereiteln. Man hielt den Tag geheim, und ertheilte die Nachricht nicht eher als zwey Tage vorher, weil man wuste, daß in so kurzer Zeit nichts in der City veranstaltet werden könnte; daher denn auch alle diese Begleitungen wegblieben. Ja man hatte die Intriguen so weit getrieben, daß alle diejenigen, die nur auf irgend eine Art in Verhältniß mit dem Hofe stunden, nicht dabey erscheinen durften. Dieses mit ungeheuern Kosten veranstaltete Nationalleichenbegängniß war also nichts weiter, als eine Ausstellung des Sarges in einem schwarz behängten und erleuchteten Saale des Parlamentshauses, die vier Wochen lang dauerte, nach welcher Zeit denn dieser Sarg, von den Hausoffizianten des Ver-

stor-

storbenen und ungefehr vierzig edlen Freunden begleitet, nach der Westmünsterkirche gebracht wurde.

So klein dieses Gefolge auch war, so konnte man es doch sehr ansehnlich nennen. Die meisten desselben gehörten, vermöge ihrer Geburt, ihres Ranges, und ihrer großen Verdienste, zu den vornehmsten Personen des Königreichs; überdem erschienen alle hier als wahre Trauernde. Ich war ein Augenzeuge dieser höchstrührenden Scene, die den 9. Jun. 1778. vor sich gieng. Alle Begleiter zerflossen in Thränen. Einer derselben, der als Redner berühmte Oberste Barre, ergrif in der Wehmuth seines Herzens die Chathamsche Familienfahne, die ein Bedienter vor dem Sarge hertrug, nahm sie ihm ab, und trug sie selbst in die Kirche. Das zahllose Volk weinte und schrie, und der bessere Theil desselben erinnerte sich an den Ausruf des Grafen von Shelburne im Parlament, den dieser vortrefliche Mann wenig Tage zuvor gebraucht hatte: „Ich fürchte sehr,“ sagte er in der damaligen kritischen Lage des Reichs, „daß mit Chathams Tode die Sonne der brittischen Herrlichkeit auf ewig untergegangen sey.“

6. Naturgeschichte des Paradiesvogels.

Unsere guten Alten glaubten in der Naturgeschichte mancherley Märchen, deren Lächerliches wir bey der gründlicheren Bearbeitung dieser nützlichen Wissenschaft einsehen. Besonders hat sich der Paradiesvogel Dinge nachsagen lassen müssen, worüber dies ehrliche Geschöpf, wenn es Vernunft hätte, herzlich lachen würde. Man behauptete nemlich ehedem durchgängig: „Der Paradiesvogel habe keine „Füße, er fliege beständig, auch sogar im „Schlafe; er begattet sich, wie manche In„sekten, im Fluge, auch lege er in dieser Be„wegung Eyer und brüte sie aus. Daher ha„be das Männchen eine Höhlung auf dem Rü„cken, in welche das Weibchen die Eyer lege, „und dies hingegen habe eine solche hohle „Stelle am Bauche, die auf jene Höhlung „des Männchen passe, um vermittelst dieser „Einrichtung der Natur bequem brüten zu kön„nen; damit aber die Mutter bey diesem, in „freyer Bewegung, so mißlichen Geschäfte, „nicht aus ihrer Lage kommen möge, so habe „sie ungewöhnlich lange Schwanzfedern bekom-

„men,

„men, mit welcher sie das Männchen umschlin-
„ge. Ferner sagte man von diesem Vogel, er
„lebe blos von Dünsten und Thau, und habe
„weder Magen noch Gedärme. — Kurz, die-
„ser Vogel, sagte man, lebe nur, um sich zu
„bewegen; er kenne kein Element, als die Luft,
„worin er sich aufhalte, so lange er Odem hat,
„und der die Erde nie berühre, bis an seinen
„Tod."

Alle diese Irrthümer haben ihren Ursprung in einer Gewohnheit der indianischen Kaufleute und Jäger, welche, um diesen Vogel bequemer zu erhalten und fortzubringen, ihm die Beine und Eingeweide ausreissen.

Wenn jedoch etwas der Fabel vom immerwährenden Fluge dieses Vogels einigen Schein von Wahrscheinlichkeit geben könnte: so wäre es seine große Leichtigkeit, die ihm die Menge und Größe seiner Federn verschaft. Denn ausser denen, die andre Vögel haben, hat er deren noch eine große Menge, die an der Seite zwischen den Flügeln und Schenkeln entspringen, sich weit über den wahren Schwanz erstrecken, und ihm gleichsam noch einen falschen Schwanz machen. Diese Federn sehen aus, wie Fäden, sind also sehr leicht, und machen einen Körper ohne Gewicht, der die scheinbare Größe des Vogels sehr vermehrt, ihn zwar sehr

hoch in die Luft hebt, aber auch, je nachdem die Stärke des Windes ist, ihn verhindert, sich eine bestimmte Richtung zu geben; daher er auch dem Winde zu entgehen sucht, und Plätze wählt, wo er ihn nicht trift. Dieser supernumerairen Federn hat der Paradiesvogel ohngefehr **hundert**; auf jeder Seite funfzig, die theils unter dem Schwanze, theils über demselben weggehen, ohne ihn zu verstecken. Man schätzt diese Federn in Indien ungemein hoch, weswegen sie sehr gesucht werden. Auch in Europa waren sie sonst im Gebrauch; und wirklich sind sie, wegen ihres Glanzes sowohl, als wegen ihrer Leichtigkeit, sehr bequem. Da sie in Indien einen gewissen religiösen Werth haben, so wird man es daselbst den europäischen Schönen Dank wissen, daß sie jetzt, statt eines simpeln Putzes von Paradiesvögelfedern, einen Hut mit Schwanenfedern garnirt gewählt haben; denn die indianischen Priester eignen denselben eine gewisse wunderbare Kraft zu, weswegen sie diesen Vogel auch den **Vogel Gottes** nennen. Das merkwürdigste an diesem Thier sind zwey lange Federn in Gestalt eines Fadens, die weit über den wahren und falschen Schwanz hinausgehen, und sich in zwey Knöpfen endigen.

Dieser Vogel scheint so groß, wie eine Taube zu seyn, im Grunde aber hat er nur die

Größe

Größe eines Staars. Sein Kopf und Hals glänzen wie blasses Gold, und seine Kehle und Backen haben die Schwärze und den Schein des Sammets. Der Unterhals ist goldgrün; und Rücken, Bauch und Schwanz hellkastanienfarbig. Die Federn sind theils gelb, theils kastanienbraun, die längsten am Ende aber sammetschwarz unb spielen ins Grüne. Die Füße endlich und die Krallen sind grün, und der Schnabel grüngelb. — Das Vaterland dieses Vogels sind die Gewürzinseln, wo er sich mit Mußcatennüßen speiset; zuweilen frißt er auch Schmetterlinge, und mitunter kleine Vögel. Man erleget ihn, um seine Federn unbeschädigt zu erhalten, mit hölzernen Pfeilen. Nachdem er getödtet ist, öfnen die Jäger den Bauch, holen die Eingeweide und etwas Fleisch heraus, und trocknen ihn mit einem glüenden Eisen aus. Da dieser Vogel sehr gut bezahlt wird, so verkaufen die Indianer oft andere Vögel unter seinem Namen.

7. Naturgeschichte der Gemse.

Dies Thier ist von so zartem Nervenbau, und seiner Natur nach so hitzig, flüchtig, und im Laufen so schnell, daß es oft weder von Jägern

gern noch Hunden eingeholt werden kann. Ihm schwindelt auch auf den höchsten Gipfeln und Felsen nicht; wo kaum das bewafnete Auge des Jägers hinsehen kann. Sein scharfes Gesicht und sein feiner Geruch helfen ihm, Jäger, Pulver und Bley auf eine Viertelstunde weit in der Ferne wittern. Gesellschaftlich und verträgsam übernimmt es willig jede noch so beschwerliche Pflicht, welche die Sicherheit und das Wohl der Gesellschaft ihm auferlegen. Neben dieser Eigenschaft hat es noch eine andere, wodurch es manchen leckeren Knaben und manches naschhafte Mädchen beschämt: es lebt sehr mässig, und nimmt mit Wenigem vorlieb; denn oft genug behilft es sich mit Wurzeln und Tannästen, und es verschmäht sogar Steinschiefern nicht, blos um sein hartes, mühseliges Leben durchzubringen. Von mancherley Feinden und Gefahren umgeben, und seiner Wehrlosigkeit sich bewußt, ist es schüchtern und furchtsam, und eben darum vorsichtig; denn es weiß seine Verfolger nicht nur in der Ferne zu entdecken, um ihnen behutsam auszuweichen, sondern es weiß sie sogar mit vieler Schlauheit auf beynahe unzugängliche und gefährliche Stellen zu locken, wo die Jäger mit ihrer eigenen Rettung genug zu thun haben. Nur die dringendste Noth, oder mütterliche Zärtlichkeit verwandelt endlich seine natürliche Furchtsamkeit in Gefahren verachtenden Muth, seinen Feinden herzhaft

haft zu widerstehen, oder sie, wo möglich, durch einen scharfgezielten Wagesprung wütend von der Felsenwand herunter zu stürzen.

Das Vaterland der europäischen Gemse sind die Gebirge in Savoyen, Steyermark, Tyrol und vorzüglich in der Schweiz, wo sie beynahe in allen Kantonen, die hohe Alpen haben, häufig angetroffen werden. Sie gehören in jene Klasse der Säugthiere, die gespaltene Hufe haben, und zwar unter das **Ziegengeschlecht**, denen sie auch in ihrer äussern Bildung am ähnlichsten sind, ausgenommen, daß sie sich durch längere Beine, durch eine größere Leibesgestalt, durch den Mangel des Bartes und durch die veränderte Form ihrer Hörner von ihnen unterscheiden. Die lezteren, die schwarz, und erst in vielen Jahren ausgewachsen sind, werden neun bis zehn Zoll lang, und sind von aussen holzartig, inwendig aber weiß und beinartig. Sie sitzen ihnen über den Augenbraunen, steigen gerade in die Höhe, und haben krumme, rückwärts gebogene, mit Hacken versehene Spitzen, die so scharf sind, daß sie sich zuweilen, indem sie zu hastig den Rücken kratzen wollen, damit bis aufs Blut verwunden. Von der Hornwurzel zieht sich zu beyden Seiten gerade über ihre rothen lebhaften Augen bis zum Mund ein schwarzer Strich, wo er sich bey der oberen etwas gespaltenen Lippe endigt. Ihre Stirn ist

gemeiniglich mit einem Stern bezeichnet, und ihre Ohren sind etwas länger, als die des Widders, und, wie der ganze Kopf, gelbbraun. Die Farbe auf dem Rücken, bis an den Schwanz, dessen oberer Theil schwarz, dickhaarigt, rund und von der Länge des Dammhirsches ist, fällt ins Braunrothe; an der Kehle hingegen und am Unterleib ist sie schmutzig weiß, und an den Schenkeln schwarz. Doch diese Farbe ist an den Gemsen nicht immer gleich. Im Sommer ist sie gelbbraun, oder thierfarbig, im Winter hingegen sind diese Thiere ganz dunkelbraun und beynahe schwarz, und bekommen, gleich einem schwarzbraunen Bären, einen langen, zottigten, dicken Pelz, der sie fast unkenntlich macht. Weiß und schwarz oder von verschiedenen Farben gefleckte Gemse giebt es wenige, noch seltener sind ganz weiße Gemse.

Diese Thiere bewohnen die höchsten Gebirge, deren Spitzen allein Steinböcke besteigen. Es giebt unter ihnen zwo besondere Gattungen, welche in Absicht der Wohnung, Speise und Leibesgröße merklich von einander unterschieden sind. Die eine Gattung nennt man Gratthiere, weil sie nur auf den Gräten und Gipfeln der Berge und den Rücken derselben wohnen, wo ihnen die kühnsten Jäger nur mit augenscheinlicher Lebensgefahr beykommen können. Sie sind wegen sparsamer Weide etwas kleiner von

Leibe; im Sommer aber röthlicher und im Winter schwärzer, als die von der zwoten Gattung. Selten besuchen sie die Thäler, sondern bleiben den größten Theil des Jahres über auf ihren hohen und wilden Bergen; und wenn sie im herbesten Winter weder Kraut, noch Gras noch Stauden finden, so weiß man, daß sie sich von Steinblätterchen nähren, welche sie von den durch Regen und Schnee locker gemachten Schiefersteinen als einer fetten Erdart abschaben, und verschlingen. Freilich werden sie auch von dieser Art Steinfutter eben nicht gar sehr fett, sondern liefern vielmehr dem Jäger, der sie zu solcher Zeit schießt, nichts als ein mit Haut überzogenes Gerippe. Die zwote Gattung von Gemsen ist etwas größer, bräunlicher und wegen besserer Weide fetter und vollleibichter; man heißt sie **Waldthiere**, weil sie sich mehr in den Gebüschen und Waldungen mitten in den Alpen aufhalten. Die Nahrung beyder Gattungen Gemse ist sehr einfach. Sie bestehet nemlich, entweder aus den schmackhaftesten zarten Alpkräutern, welche sie auf Schneegegenden mit dem rechten vorderen Fuß, wie die Rennthiere hervorscharren, und mit ihrem Hauch entfrieren, oder wo sie wegen häufigen Schnees nicht bis aufs Gras durchdringen können, so brechen sie von Tannen die neuesten zarten Schößlinge ab, und begnügen sich damit, bis sie auf eine ergiebigere Weide kommen. Beim heran-

nahen-

nahenden Frühling weiden sie sich an der Sonnenseite der Berge, und zwar allezeit vor Auf- und Untergang der Sonne. Sobald aber das Erdreich und die Luft bis gegen die Mitte des Sommers erwärmt worden, so fühlen sich auch die Gemsen wieder erhitzt genug, um die sonnenreichen Gegenden zu verlassen, und am Schatten der Felsen und Wälder Kühle zu suchen, oder sich auf den Schneelagen wieder zu erfrischen. Mit dem einbrechenden Winter ziehen sie insgesammt näher den Thälern zu, wo sie sich mitten in den Alpen unter hohen hervorragenden Felsen einen Zufluchtsort und Schutz vor den Schneelauwinen aussuchen. Eine ganz besondere Nahrung finden diese Thiere zur Zeit des Voll- und Neumonds bey den sogenannten Sulzen- oder Salzläckinen, zu denen sie sich oft viele Stunden weit, besonders im Sommer, wenn der trockene Mittagswind wehet, des Abends hinbegeben, um da von gewissen sandigten Felsen, mit äusserster Begierde und Hintansetzung aller andern Nahrung, den Sand zu lecken, und von demselben eine gewisse Feuchtigkeit herauszureiben, die ihnen wahrscheinlich eben so angenehm, als ihrer Gesundheit zuträglich seyn muß. Diese Gewohnheit der Gemsen, die sie gemeiniglich drey bis vier Tage mit einer solchen Gierigkeit befriedigen, daß man sie selbst durch wiederholte Flintenschüße und mit Verlust einiger Thiere nicht davon abbringen

gen kann, dient ihnen ohne Zweifel eben so zur Erhaltung der Gesundheit, als dem Rindvieh das Salzessen.

Die Gemse leben gemeinschaftlich, und man trift sie, besonders die Gemsziegen, wie die Hirsche und Rehe, mehrentheils trupp- oder rudelweise, selten aber einzeln und zerstreut an. Hingegen leben die Gemsböcke fast allezeit allein, und zwar sehr ruhig, bis zur Brunstzeit. Mit dem Ende des Octobers aber suchen sie ihre Weiberchen auf, treiben sie in einen Trupp beysammen, und bewachen sie während der Bedeckungszeit so sorgfältig, daß sich keine einzige aus ihnen von dem Trupp entfernen kann. Sollten sich aber mehrere Männchen bey einem Trupp einfinden, so setzt es zwischen den Mitbuhlern einen fürchterlichen Kampf, und der stärkste hält seine in die Flucht geschlagene Rivale in einer Entfernung von zwanzig Schritt von den Weibchen. Das Ansehen dieses Siegers verehren die Ziegen mit einer solchen Ehrfurcht, daß keine von ihnen es wagt, zu einem der überwundenen Böcke zu gehen. Der Schöpfer, der mit der größten Weisheit die Erhaltung und Vermehrung der Geschöpfe befördert, legte auch in diese Thiere den Trieb, auf die Erhaltung ihres Geschlechts bedacht zu seyn. Denn kaum ahndet die trächtige Ziege, daß ihre Zeit nahe sey, so entfernt sie sich jetzt von dem Trupp, und

wählet sich einen entlegenen Ort aus, wo sie sich vor jeder Gefahr sicher glaubt, und wo ihr beyzukommen beynahe unmöglich ist. Wenn nun die Zeit gekommen ist, so wirft sie ihr Junges auf den Schnee, bedeckt es einige Zeit, stellt es mit ihren Hörnern auf die Beine, und gehet ihm vor; und in kurzer Zeit läuft das Junge mit der Mutter über alle Felsen weg, und zwar so geschwind, daß man es nicht eher bekommen kann, als bis man die Mutter erlegt hat. Dies würde unglaublich seyn, wenn nicht glaubwürdige Jäger, die manche solcher Thierchen gleich von ihrer Geburt an vergeblich verfolgt haben, es bestätigten. Hat man nun aber die Mutter erlegt, so läßt sich freylich das hülflose Thierchen sehr leicht fangen; allein es wird sich doch, sobald man es berühren will, unter einem jämmerlichen Geschrey sträuben und wehren; und es ist erstaunlich, welchen Muth und was für Stärke ein solches kaum geworfenes Gemschen besitzt. Eben so bewundernswürdig ist sein Trieb zur Freyheit. Denn gesetzt, man hätte ein solches gefangenes Thierchen durch eine zahme Ziege groß gesäuget, so wird es gar bald die Flucht ins Gebirge nehmen; und ist ihm diese dahin verschlossen, so verzehret es der Gram vor der Zeit, und es stirbt.

Die Gemse vermehren sich nicht so stark, als andre Thiere: denn noch nie hat man bemerkt,

daß

daß eine Ziege in einem Jahre mehr als ein Junges geworfen hätte; auch sind sie erst im zweyten Jahre zur Begattung fähig. Man findet daher bey jeder Mutter nicht mehr, als zwey Junge, nemlich ein Jahrthier, und ein diesjähriges, welche sie fleißig aller Orten hinbegleiten und sie vor ihrer Mannbarkeit selten oder nie verlassen. Diese mütterliche Zärtlichkeit sollen auch die jungen Gemsen gleich guten Kindern, ihren betagten Eltern mit unermüdeter Sorgfalt und Pflege gegen ihre vor Alter schwach gewordene Mütter dankbar erwiedern. Denn man erzählt, daß die Gemse den Alten, denen bereits die Zähne stumpf und die Nerven schlaff geworden, abgeäztes Gras und aus dem Fluß geschöpftes Wasser in ihr Lager bringen, ihnen ihr kahlgewordenes Fell glatt lecken, und sich lieber mit ihnen dem Jäger Preis geben, als daß sie ihre schwache Mütter feigherzig verlassen sollten.

Von Krankheiten hat man unter diesen Thieren, so lange sie in Freyheit leben, keine andere bemerkt; als, wenn sie sehr alt werden, die Krätze und den Schwindel. — Bey einigen dieser Thiere findet man einen gewissen Stein, den man den deutschen Bezoar nennt. Er befindet sich in einem Säckchen nahe bey der Urinblase. Diese Gemskugeln sind von Figur länglicht rund, von der Größe eines Hüner- oder

Gänseeys, und schwarz oder kastanienbraun von Farbe, geben einen angenehmen, aromatischen Geruch von sich, und haben einen etwas bittern Geschmack. Von aussen sind sie mit einer glatten von braunem Lack gefirnißten Schaale überzogen; und inwendig enthalten sie einen trockenen Ballen von den Adern der Blätter und von Wurzelsasern, welche zu verdauen die jungen Gemse wahrscheinlich noch nicht Kräfte genug hatten, und die sich deswegen in ihren Körpern erzeugen, ehe sie ein oder zwey Jahre alt sind. Man findet sie nicht in allen Gemsen; und es giebt gewisse Gebirge, wie z. E. der Galanda, deren Kräuter und Grasarten so fein und verdaubar sind, daß man nur selten dergleichen Kugeln in den auf denselben erlegten Gemsen hat entdecken können.

So sicher diese Thiere vor Krankheiten sind: so mühsam jedoch, und von steter Furcht und Angst umgeben, müssen sie ihr Leben hinbringen, welches sie nur selten gegen so mancherley Feinde in Sicherheit setzen können. Denn bald überfällt sie eine Schneelauwe, und erstickt sie, entweder blos durch den Druck der Luft, den sie durch die Nähe ihres Falls verursacht, oder diese fürchterliche Masse schleppt die überraschte Ziege mit sich fort, und versteckt sie, so wie sich ihr Klumpen vergrößert, tief in ihr Innerstes hinein. Bald lauert der Luchs auf sie, macht

sich

sich aus seinem Hinterhalte über sie her, und richtet ein solches Gemezel unter ihnen an, daß in kurzer Zeit ganze bevölkerte Gemsberge öde und rein ausgeplündert sind. Bald fliegt der Steinadler oder Lämmergeyer blizschnell auf sie hernieder, und trägt ihnen ihr Junges hoch durch die Luft auf eine Steinklippe weg, wo er seine Beute sicher genießen kann; oder siehet dieser fürchterliche Feind aus seiner Höhe herab einen schon erwachsenen Gems auf einer steilen Klippe bey einem tiefen Abgrund stehen, so fliegt er so nahe als möglich bey demselben vorbey, und stürzt ihn im schnellen Fluge mit seinen nervigten Schwingen von seiner Höhe herab in den Abgrund, wo er zerschmettert seinem gierigen Feind einen wehrlosen Raub darbietet. Der unerbittlichste Feind der Gemsen jedoch ist der Jäger, dessen Klugheit, Geduld, Muth und Erfahrung diese geplagten Thiere bis auf die unzugänglichsten Bergspitzen verfolget. Schon vor Sonnenaufgang verfügt sich der Jäger nach dem Stand, wo er die noch weidenden Gemse zu entdecken hoft, und die Gegend ausforschen kann, wo sie sich bey starker Sonnenhitze im Schatten lagern. Seine Rüstung besteht aus einer einfachen oder Doppelflinte, einem mit Eisen beschlagenen Stock, einem Paar Fußeisen, Ferngläsern und einem auf einige Tage mit Proviant versehenen Weidsack, den er bisweilen noch mit einem Pelzsack überzieht, um

 darin

darin auf Eis unter freyem Himmel zu schlafen, damit er Morgens früh genug an Ort und Stelle komme. Auf dem Wege bemerkt er sorgfältig, ob ihm der Wind ins Gesicht oder auf den Rücken bläst; weil im letztern Fall die Thiere seine Ankunft zu früh, selbst auf eine Viertelstunde noch, in der Ferne wittern würden. Hat er das Gewild einmal entdeckt, und sich einen schicklichen Stand gewählt, so wartet er ruhig, bis die Gemse von der Weide weg in ihr Lager oder in einen zum Schuß bequemen Ort begeben; alsdenn sucht er, doch allezeit mit Beobachtung des Windes, schußnahe hinzuschleichen und eins von ihnen auf der Stelle zu erlegen. Doch wird die Ueberraschung dieser Thiere um so viel schwieriger für den Jäger, da sie ein gewisser Naturtrieb im höchsten Grade vorsichtig gegen Gefahren macht. Denn nach bestättigten Erfahrungen bleibt bey jedem Gemserudel, der manchmal aus dreyßig und mehreren Thieren besteht, eins von ihnen von Viertelstunde zu Viertelstunde abwechselnd auf einer benachbarten Anhöhe auf der Wache stehen, indeß die andern ruhig ihr Futter verzehren. Dieses Wachthier blickt und kehrt sich aufmerksam nach allen Seiten hin, und beym geringsten verdächtigen Geräusch giebt es seinen Gefährten vermittelst eines durchdringenden Pfiffs durch die Nase sogleich ein Zeichen; und auf der Stelle suchen die geschreckten Gemse unter Anführung der Führziegen,

gen, eins hinter dem andern, wie an einer Kette, durch die schnellste Flucht ihre Rettung.

Hat aber der Jäger auf seinem Stand das Thier nicht an seinen tödtlichen Theil als durch die Brust, Hals oder den Kopf getroffen, sondern nur angeschoßen, so wird dies gestreifte Thier mit aus dem Leibe hängenden Eingeweiden, oder nur auf drey Füßen, gleich schnell, als ob es nicht verwundet wäre, mit den übrigen gesunden Thieren die Flucht ergreifen, und seinem Feind nichts als ein leeres Nachsehen hinterlassen. Noch mühsamer und gefährlicher zugleich wird die Gemsenjagd, wenn sich, wie es sich oft ereignet, diese Thiere in einen schmalen Bergstrich flüchten, wo sie, von drey Seiten durch unsteigbare Felsenwände eingeschlossen, dem Jäger nur durch den Eingang entrinnen können. Denn nachdem sie der Jäger, der sich beym Eingang so sicher als möglich postirt, durch wiederholtes Schiessen im verschlossenen Thal auf und nieder bis zur Verzweiflung gejagt; so sehen sich die geängsteten Gemse zulezt gezwungen, entweder, bey Erblickung der kleinsten Oefnung zwischen der Felsenwand und dem hart daran gelehnten Jäger, denselben durch einen Wagesprung herunterzustürzen, oder aus Verzweiflung aus allen Kräften, tollkühn genug, durch die nemliche Oefnung über sein Haupt wegzuspringen. Am gefährlichsten aber wird die

Gemsenjagd, wenn sich die Thiere einzeln oder zerstreut, nach Verlust ihres Anführers oder der Führziege, über glatte und steile Felsenplatten und Eisfelder flüchten, und so den so hitzig verfolgenden Jäger auf dergleichen schlüpfrige und äusserst gefährliche Stellen hinlocken, wo er ohne augenscheinliche Lebensgefahr weder vor noch rückwärts weiter keinen Schritt wagen darf. In dieser Lage bleibt dem Jäger kein anderes Rettungsmittel übrig, als daß er den muthigen Entschluß fasse, sich selbst eine Wunde in die Fußsohlen zu schneiden, damit ihm bey einem gewagten Rettungssprunge von Felsen auf Felsen das klebrigte Blut statt der Fußeisen diene und ihm auf den sonnenwarmen Felsenplatten einen sichern Fußtritt verschaffe.

Um unsern Lesern, noch eine Probe, theils von der Gefahr, theils von der Geduld und Entschlossenheit der Gemsenjäger vorzulegen, wollen wir ihnen noch eine zuverläßige Anekdote erzählen:

Der dankbare Gemsenjäger.

Warum so still, lieber Alter? Was bedeutet wohl diese Thräne im Auge eines sonst so muthigen Weidmanns? fragte jetzt eine Gesellschaft junger Schweizer ihren Führer, da er ihnen eben

eben die pfadlose Straße über die Gletscher auf den Limmeralp zeigte.

Gottesvergessen wäre ich, antwortete der Jäger, wenn ich jemals diese Stelle vorbeygehen könnte, ohne mich dankbar der mir hier erwiesenen mächtigen Hülfe des Allgütigen zu erinnern.

Und bey welcher Gelegenheit, wenn wir fragen dürfen?

Hier, liebe Herren, hier auf diesem Gletscher. Ihr sehet doch dort in der Ferne auf dem Eis einen grauen Strich; es ist ein verschiedene Klafter tiefer Firenspalt. Da nun das Eiswasser stromweise unter den Schneebergen hinläuft, so könnet ihr denken, daß derjenige ohne Rettung verloren seyn muß, dem des Weges unkundig, der trügerische Schnee unter den Füßen bricht, und ihn in diesen scheußlichen Abgrund hinunter stürzt. Auf diesem Gletscher also, und zwar in dem Abgrund, der sich euch als ein grauer Strich zeigt, sollte ich vor einigen Jahren mein Grab finden, wenn mich nicht Gottes mächtiger Arm durch ein Wunder wieder aus demselben herausgezogen hätte. Zween Gefährten und ich jagten auf diesem Alp hier einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher lag mit Schnee überdeckt; und eben,

da wir hizig der Spur dieser Thiere nachfolgten, sank der lockere Schnee auf einmal unter meinen Füßen ein. Schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich noch, meiner Sinnen mächtig, Arme und Schenkel im Niedersinken so weit als möglich ausstreckte, und mich dadurch an den beiden Eiswänden fest und über dem Eiswasser schwebend erhalten konnte. Kaum hatten mich meine Gefährten aus dem Gesichte verloren, als sie mir angstvoll von ferne zuriefen, und, auf mein Jägerzeichen, daß ich noch lebe, mir versprachen, alles zu meiner, obgleich unwahrscheinlichen Rettung zu wagen. Hülfsbegierig liefen nun die Lieben, schneller als die Gemse, eine Meile weit zu der nächsten Hütte zurück. Die Haut schaudert mir jezt noch, indem ich euch meinen damaligen Zustand beschreibe. Auf meine verspreiteten Schenkel und Arme an die Felswände gestüzt, bis an die Knie im Eisstrom, vom Druck der Luft beinah erstickt und wegen Kälte des Eises alle Augenblicke tiefer sinkend, schwebte ich Armer da, und erwartete nichts anders, als den Tod. Nach Verlauf einiger Stunden, die mir Jahre zu seyn dünkten, hörte ich meine Gefährten mir zurufen; und auf meine Antwort ließen sie mir einen, aus einer Bettdecke geschnittenen Strick herunter, den ich nach vieler Mühe endlich um den Leib binden konnte. Schon zogen sie mich mit vereinigten Kräften so weit aus dem Spalte

herauf,

herauf, daß sie mich beinahe mit den Händen erreichen konnten, als plötzlich der Strick entzwey riß; und ich unaufhaltbar wieder so tief, als vorher, in den Abgrund hinab stürzte. Jezt war meine Noth viel größer, nicht nur, weil der Strick kürzer geworden, sondern weil ich bey diesem zweyten Falle auch einen Arm gebrochen, und also um so viel kraftloser ward, selbst das Nöthige zu meiner Rettung beyzutragen. Allein noch entfiel, weder meinen Gefährten, noch mir der Muth. Unermüdet schnitten sie die Riemen noch einmal entzwey, und verlängerten so den Rettungsstrick, den sie mir zum zweytenmal herunter warfen; und ich, von Gott gestärkt, war auch, nach gebrochenem Arm, lenksam und behende genug, den Strick um den Leib zu knüpfen und noch einmal meine Rettung zu versuchen. Mit diesen noch schwächeren Riemen waren meine Freunde endlich so glücklich, mich aus der augenscheinlichsten Todesgefahr zu retten, und aus dem bereits offenen Grabe heraus wieder an das frohe Tageslicht zu ziehen. Sollte ich also wohl, meine Herren, jemals in meinem Leben diese göttliche Hülfe vergessen, und nicht, so oft ich diese Stelle vorbeygehe, dem Herrn, meinem Erretter, eine Dankthräne zum Opfer bringen?

Gerührt dankten die jungen Helvetier ihrem frommen Landsmann für seine Erzählung, und

erkannten auch hieraus, daß die mächtige Gottheit den muthigen Frommen nie verläßt. — —

Und für alle solche Mühe, Sorgen und Gefahren findet sich endlich der genügsame Jäger mit der Ausbeute eines oder mehrerer dieser Alpthiere hinlänglich belohnt.

Von der Mitte des Octobers bis in die Mitte des Decembers, als der besten Jagdzeit, in der das Gemsenfleisch von den kostbarsten Alpkräutern besonders schmackhaft, und ihre Haut glimpflich und zähe ist, liefert sie ihm das vortrefliche Wildpret, und zugleich ein Fell, das sich sowohl wegen seiner Dichtheit, als wegen seiner Geschmeidigkeit, leichten Bearbeitung und Dauerhaftigkeit ganz besonders ausnimmt.

Bisweilen gewinnt der Jäger von einem einzigen Gems, nebst siebenzig bis achtzig Pfund Fleisch, noch sieben bis acht Pfund Talg, welches, geschmolzen und zu Kerzen gegossen, den Wachslichtern an Güte und Helle beinahe nichts nachgiebt, auch für erfrorne Glieder die besten Dienste leistet. Das Fleisch selbst ist eins von den kostbarsten Gerichten, das, wegen seines vortreflichen Geschmacks und seiner Zartheit, selbst ausser der Schweiz für fürstliche Tafeln gesucht wird; und im Canton Glarus, wo die Gemsen gewisse Freyberge bewohnen, und nur

von zwölf beeidigten Schützen gejagt werden dürfen, macht das Gemsefleisch ein Hauptgericht aus, womit der freye Glanner sein Brautmahl ziert. Denn auf einem Hochzeitfest sind die Freyschützen verbunden, den Verlobten zwey Thiere zu liefern, wofür sie ihnen die Gemshaut als Triebgeld zustellen. Sonst in den übrigen Cantonen, in denen die Jagd jedem freyen Landmann offen stehet, läßt der Jäger für ein erlegtes Thier, je nachdem es alt, groß und fett ist, vier bis zehn Gulden, und für die Haut besonders vier bis acht Gulden bezahlen. Aus dem Fell, das wie eine Wolfshaut behandelt wird, bereitet man das eigentliche Semischleder *), woraus Beinkleider, Reiterhandschue und andere Kleidungsstücke verarbeitet werden, welche den eigenen Vortheil haben, daß sie, ob sie gleich durchnäßt worden, dennoch nicht hart und ungeschmeidig werden, und Jahr und Tag unzerstörbar bleiben. Ihre Hörner braucht man statt der Wandnägel zu Zimmerverzierungen, zu Handgriffen auf Spazierstöcken, und Lanzetten für Pferde und Hornvieh. Und was endlich die

ehemals

*) Ein Leder, dessen Zubereitung ohne Lohe und Alaun, blos durchs Walken mit Fett geschiehet, heißt Semisch- oder Sämischleder. Man braucht dazu Kalb- Hammel- und Gemsenfelle und Reh- Hirsch- Elend- und Ochsenhäute.

ehemals so sehr gerühmte Kraft und Wirkung der Gemskugeln in allen möglichen Arten von Krankheiten betrift; so zählt man sie heut zu Tage billig unter alle jene angestaunten Universalmedicinen, deren Vortreflichkeit mehr dem Beutel des Marktschreyers, als der Noth des hülfsbegierigen Kranken zu statten kömmt.

---

8. Von den merkwürdigsten Thieren in Nordamerika.

Unter denen Thieren in Nordamerika, verdienet der Biber besonders gemerkt zu werden. Der Entdeckung von Amerika haben wir es zu danken, daß wir, unter vielen andern Thieren, auch dieses haben kennen gelernt. Der Biber ist ein Amphibion, und lebt also sowohl auf dem Lande, als im Wasser. Er bleibt zwar nicht lange im Wasser, und hält sich viel auf dem Lande auf; kann aber doch nicht lange leben, ohne sich im Wasser zu baden. Ein grosser Biber wiegt 60 bis 70 Pfund. Was aber die Farbe betrift, so ist dieselbe verschieden. In den Gegenden gegen Norden sind sie schwarz; gegen Süden ganz weiß; und im Lan-

de der Ilinoisen sind sie fast rehfarbigt; ja man hat sogar auch welche gelblicht, oder strohfarbigt angetroffen. Je heller aber ihre Farbe ist, desto schlechter, hat man bemerkt, ist ihr Pelz. Er wird sehr alt, und die Weibchen gebähren gewöhnlich 4 Junge auf einmal. Ihre Kinnbacken sind mit zween Hauzähnen und acht Backenzähnen versehen. Der obere Hauzahn ist gewöhnlich drittehalb Zoll lang, der untere aber zuweilen länger. Der obere Kinnbacken ragt über dem untern hervor. Der Kopf gleicht einem Ratzenkopf, ist klein, und zwischen ihm und dem Leibe kein Verhältniß. Die Schnauze ist lang, die Augen klein und kurz, rund und zottigt von Haaren von aussen, von innen aber ohne Haare. Ihre Vorderfüße sind nicht über 5 bis 6 Zoll lang, die Klauen lang und hohl, wie ein Federkiel. Die Hinterfüße sind platt, und, wie Gänsefüße, mit Häuten zusammen verbunden. So langsam sie gehen, so geschwind schwimmen sie; der Schwanz hat die Gestalt, als das Blatt eines indianischen Ruders, fast oval, ist zunächst am Körper 4, und in der Mitte 5 bis 6, am Ende aber nur 3 Zoll breit, 1 Zoll dick, und 1 Fuß lang. Den Schwanz halten viele für ein besonders wohlschmeckendes Gericht. Er ist mit einer schuppichten Haut bedeckt, wovon die Schuppen $\frac{1}{4}$ Zoll lang sind, und übereinander liegen, wie bey den Fischen. Diese Schuppen verhü-

ten,

ten, daß keine Kälte und Nässe ans Fleisch dringen kann. Die Schuppen aber und der Schwanz würden vom Wasser und der Luft Schaden leiden, wenn sie dies Thier nicht mit seiner Schnauze mit einer gewissen öhlichten Feuchtigkeit überstriche. Vermuthlich kommt diese Feuchtigkeit aus 4 Beutelchen, welche sowohl das Männchen, als das Weibchen, unten an dem Eingeweide tragen, und mit einer flüßigten harzigen Materie angefüllet sind. Diese Materie verliert ihre Flüßigkeit, so bald man sie herausnimmt. Die Aerzte nennen es Bibergeil, und gebrauchen es als ein sehr schönes Mittel, in vielen Krankheiten. Mit der Zeit aber verdirbt es, wird schwarz und zu einem schädlichen Gifte. Die Wilden gebrauchen dieses Bibergeil auch in verschiedenen Krankheiten als eine Arzeney. Der Pelz des Bibers dient ihnen zu einem Mantel, und wird, wenn er eine Zeitlang getragen, theurer bezahlt, weil durch das Tragen die langen Haare abfallen, und die Huthmacher die kurzen weit besser gebrauchen können. — Seitdem man in neuern Zeiten Gelegenheit gesucht hat, den Biber recht kennen zu lernen, und genau zu beobachten, hat man so viel Kluges in seinem Betragen und Werken wahrgenommen, daß man in Versuchung gerathen ist, die uralte Wahrheit, daß Vernunft und Verstand nicht ein Eigenthum der Thiere, sondern nur ein Vorzug des Menschen

schen sey, in Zweifel zu ziehen. So vernünftig scheinen diese Biber insonderheit in ihrer Baukunst zu Werke zu gehen. Wenn sie sich eine neue Wohnung bauen wollen: so gesellen sich 3 oder 4, oder auch wohl mehrere, zusammen, und kommen erst über einem Platz überein, wo sie ihre Wohnungen hinbauen wollen. Sie wählen einen solchen dazu, wo sie hinlängliche Nahrung haben, welche in Baumrinde, Lilienwurzeln und Gras besteht, und der am Wasser liegt. Können sie nun aber keinen See oder Teich antreffen: so machen sie sich einen, indem sie den Lauf eines Flußes verstopfen, und in demselben querüber einen hölzernen Damm aufbauen, damit das oft hoch steigende Wasser ihre Wohnungen nicht überschwemme. Denn so klug sind sie schon, daß sie sich diese erstaunliche Mühe nicht geben, wenn sie in stehendem Wasser bauen, wo keine Ueberschwemmung zu besorgen ist. Zur Vollführung dieses Werkes haben sie keine andere Instrumente, als ihre Zähne, ihre Vorder- und Hinterfüße, und ihren schuppichten Schwanz, mit welchem sie alles das verrichten, was unsere Zimmerleute und Maurer mit ihrer Kelle, Bleywurf, Zimmeräxten u. s. w. thun. Wenn nun der Bau des Dammes beschlossen: so machen sie sich, bey 3 oder 4, über einen grossen Baum her, den sie mit ihren langen und scharfen Zähnen so abhauen, daß er nach der Seite des Wassers

 fallen

fallen muß, um ihn nicht weit wälzen zu dürfen. Sie hauen auch die Aeste ab, damit er zur Grundlage des Dammes dienen könne. Indem einige damit beschäftigt sind: so machen sich andere über kleinere Bäume her, daraus sie Pfähle schneiden, welche sie reiheweise quer über den Fluß setzen, mit allerley Zweigen und Ruthen durchflechten, und mit einem zubereiteten Mörtel, den sie mit ihren Füßen treten, und mit ihrem Schwanze eben klopfen, ausfüllen und befestigen. Ehe man sich versieht, steht ein Damm da, der über den ganzen Fluß reicht, und 10 bis 12 Fuß breit ist. Gegen die Oberfläche des Wassers lassen sie 2 oder 3 Oefnungen für den Lauf des Wassers, weil sie wohl einsehen, daß der Strom sonst ihre Arbeit zerstören würde. Steigt das Wasser: so machen sie diese Oefnungen weiter; fällt es, enger. Und um die menschliche Vernunft noch mehr zu beschimpfen: so muß man wissen, daß sie hiebey ganz geometrisch verfahren. Denn von unten nach oben zu nimmt der Damm in der Dicke so regelmäßig ab, daß aus den untersten 12 Schuhen oben nur 2 oder 3 werden; und wie die Aussenseite gegen den Strom schräg abnimmt: so geht die andere Seite, wo ihre Häuser stehen sollen, steil in die Höhe. Nachdem dieses gemeinschaftliche Werk zu Stande gebracht ist, daran alle gearbeitet haben: so theilt sich der ganze Haufe in besondere Familien oder Gesell-

schaf-

schaften, und jede wählt sich unter dem Schutz dieses Dammes einen beliebigen Platz zu ihrer besondern Wohnung, die auf Pfeilern in dem abgesonderten Wasser, etwas von den Ufern entfernt, gebaut ist, manchmal aber auch an den Ufern der Flüße steht. Die Gestalt dieses ihres Hauses ist rund, mit einem platten Dache, die Wände 2 Fuß dick, und manchmal noch dicker, aus eben solchen Hölzern, wie der Damm, aufgeführt. Alles ist so dicht und fest, daß keine Luft hineindringen kann; denn sie überziehen diese Wände so geschickt mit Kalk, als wenn es Menschenhände gemacht hätten. Dieses runde Gebäude ragt ohngefähr 8 Schuh über dem Wasser hervor, und hat zuweilen 40 Schuh im Durchmesser, und 120 im Umkreise. So verhältnißmäßig bauen die klugen Biber. Der Fußboden ist aus verschiedenen Lagen von Holz und Erde gemacht, und mit einem grünen Teppich, welcher mehrentheils aus Pappelzweigen, bedeckt. Dieses, ihr Haus, hat 2 Ein- oder Ausgänge, einen aufs Land, den andern ins Wasser; theils, um sich zu baden, theils, um bey Nachstellungen geschwinde ins Wasser zu schiessen. Oben ist ihre Wohnung gern mit grünen Rasen bedeckt. In dem obersten Stockwerk dieses Hauses wohnen nun 6, 8, 10, bis 20 Biber, je nachdem es groß ist, und allemal so viel Weibchen, als Männchen. Unter dem Wasser haben sie ihre Vorrathskammer, wo

sie die Rinden von den Bäumen zu ihrer Nahrung aufheben. Die ganze Biberrepublik besteht gemeiniglich aus 10 bis 12, zuweilen aber aus 20 bis 25 Häuser, und leidet in ihrem Bezirk keinen Fremden. Beschädigen Ueberschwemmungen ihren Damm: so treten alle Gesellschaften zusammen, und bessern den Schaden wieder aus; zerstören aber Jäger ihre Hütten: so verlieren sie den Muth, und gehen auseinander. Diese klugen Thiere überfällt nie ein unerwarteter Winter unvorbereitet. Zu Ende des Septembers haben sie schon alle ihre Nahrungsmittel eingesammelt, wovon wir schon vorher gesagt haben, daß sie sie allezeit unter dem Wasser aufbewahren. Damit der Strom sie aber nicht mit wegführt: so legen sie sie mit beiden Enden in Leimen, oder in Schlamm. Wenn im Frühling der Schnee schmilzt, und der Fluß anschwillt: so verlassen sie ihre Wohnungen, und jeder geht seinen Weg, bis der Monat Julius kommt, wo sie ihre alte Wohnungen entweder ausbessern, oder neue machen.

Es giebt noch eine andere Art Biber, welche Grundbiber heissen, welche sich in die Erde eingraben. Dieses thun sie an einem erhabnen Ort, der nicht allzuweit vom Wasser entfernt ist, und führen alsdenn unterirrdische Gänge bis an das Wasser, die bisweilen 100 Fuß lang sind, und nach der Höhle zu immer

höher

höher steigen, damit sie, wenn das Wasser wächst, einen trocknen Aufenthalt finden mögen. Ihr Lager besteht aus Holzspänen und Gras. Man kann sie leicht von obigen an ihren Haaren unterscheiden, die weit kürzer sind. Sie bleiben allezeit sehr mager, welches die natürliche Folge ihrer Faulheit ist. Kein Wilder mag sie auch aufjagen, es sey denn, daß er keinen bessern kriegen kann.

Die Art, die Biber zu jagen, ist sehr einfach und leicht, weil es diesem Thiere an Stärke fehlt, sich zu vertheidigen. Vom November bis zum April gehen die Wilden auf die Biberjagd, weil da das Pelzwerk am besten ist. Sie fangen sie entweder in Fallen, oder schiessen sie, welches letztere sehr schwer ist, weil sie sehr scharf sehen und sehr schnell laufen; und wenn sie sie im Wasser schiessen, und sie gleich tödtlich verwunden: so ist es doch schwer, sie herauszufischen. Die Biberfallen stellen sie auf dem Wege auf, den die Biber zu gehen pflegen, und ködern sie mit frisch abgehauenen Pappelzweigen, wornach sie sehr begierig sind und weit laufen, wenn sie gleich ihren Wintervorrath zu Hause haben. Wenn der Winter strenge ist, bricht man zuweilen Löcher in das Eis; wenn nun der Biber vor die Oefnungen kommt, um frische Luft zu schöpfen, schlägt man ihn mit Aexte todt. Man hauet auch ein

grosses Loch in das Eis, bedeckt es mit einem Netze, und zerstört seinen Bau. Wenn nun der Biber sich, nach seiner Gewohnheit, in das Wasser rettet, und durch das Loch im Eise zu entfliehen glaubt, fällt er in das Netz, und wird gefangen.

Die Biber, welche die Seen besuchen, haben ausser ihrer ordentlichen Wohnung noch eine Art von Lusthäusern, zwey: oder dreyhundert Yärds weit davon, und die Jäger treiben sie aus einem in das andere. Sobald sie aber einen Feind erblicken, eilen sie in das Wasser, und warnen ihre Freunde, indem sie mit ihren Schwänzen auf das Wasser klatschen, welches man sehr weit hören kann.

Das andere Nordamerikanische Thier, welches merkwürdig ist, ist die **Muskusratze.** Dieses Thier gleicht dem Biber in allen Theilen seines Leibes, den Schwanz ausgenommen, welcher dünne ist, wie bey andern Ratzen. Sie sind eben nicht schwer, und eine wiegt ohngefähr nur 5 bis 6 Pfund. So lange der Sommer dauert, bleiben Männchen und Weibchen zusammen; sobald aber der Winter kommt, verläßt eine die andere, und ein jedes von ihnen verkriecht sich allein in einen hohlen Baum, ohne alle Nahrung, und schläft.

Man

Man trift in Nordamerika auch Bären an. Die Wilden unternehmen kaum etwas mit mehrern Feyerlichkeiten, als eine Bärenjagd; und sie bestreben sich, um die Freundschaft eines Jägers, der in einem Tage einige Bären hingerichtet hat, viel eifriger, als um die Freundschaft eines Kriegshelden. Die Ursache davon ist, weil eine solche Jagd der Familie nicht nur Lebensmittel, sondern auch Kleidung verschaft. Einige Indianer sind so erfahren in dieser Jagd, daß, wenn sie durch die Wälder und Gebüsche kriechen, und im Herbst einen fetten Bär antreffen, sie ihn überfallen, zu Boden werfen, und dann mit Ruthen vor sich her in ihr Dorf treiben. — Den Winter über liegen die Bären in hohlen Bäumen oder Höhlen, ohne alle vorher eingesammelte Nahrungsmittel. Daher kömmts, daß sie aus ihren Tatzen saugen müssen. Dem ohngeachtet behalten sie, ohne merkliche Veränderung, ihre vorige Stärke und Fett. Von Natur ist der Bär gar nicht grimmig, ausgenommen, wenn er verwundet ist, oder vom Hunger gequält wird. Im Julius trift man sie hier so ausgehungert an, daß es etwas gefährlich ist, ihnen zu begegnen, ehe sie gesättiget sind, und wieder Fleisch bekommen haben. Weintrauben und Obst ist eine Delikatesse für sie, und wenn es in den Wäldern daran fehlet: so wagen sie sich heraus in die Pflanzungen, und richten große Verwüstungen an. Ihre

größte Gewalt besteht in den Vordertatzen, mit welchen sie gar leicht ein großes Thier niederreissen und todt drücken können.

Ein anderes Thier, welches die Wilden in großen Ehren halten, ist das Elendthier. Es ist beynahe so groß, als ein Pferd, sonst aber einem Hirsche ähnlich, und wechselt auch, so wie dieser, alle Jahr sein Geweihe. Wenn einem Wilden von diesem Thiere träumet: so bildet er sich ein, es bedeute ihm Glück und langes Leben. Dieses Elendthier lebt gern in kalten Ländern, frißt im Sommer Gras, und im Winter Moosknospen, und läuft alsdenn heerdenweise bey einander. Wenn es gejagt wird: so ist es sehr gefährlich, sich demselben zu nähern, weil es ganz wütend auf seinen Verfolger springt, und ihn mit seinen harten Füßen zu Tode tritt. Um nun dieser Gefahr zu entgehen, wirft der Jäger seine Kleider ab, und betrügt das Thier damit, daß er Zeit gewinnt, ihm auszuweichen. Der größte Feind dieses Thieres ist die wilde Katze, oder, wie sie auch heißt, Katamountain. Diese springt dem Elendthier auf den Hals, wovon es sich nicht anders retten kann, als wenn es sich in ein tiefes Wasser stürzet.

An den südlichen und westlichen Ufern der großen Seen, und an beiden Seiten des Mißisippi,

ſippi, ſind die ſtärkſten Büffeljagden. Die Jäger ſchlieſſen da, wo ſie Büffel vermuthen, einen ſo großen Kreis, als möglich. Das erſte, was die Jäger nun thun, iſt, daß ſie das Laub und Gras in Brand ſtecken; und je näher das Feuer den Büffeln kommt, je gröſſer wird ihre Niederlage, weil ſie dadurch alle in die Mitte auf einen Haufen getrieben werden. Der Büffel, oder Büffelochſe, iſt ein großes ſchweres Thier, mit kurzen, dicken, höckerigten Hörnern, von ſchwarzer Farbe, und einem langen, von ſeinem Kopfe herunter hangenden Haarbuſch, von welchem ein Theil ſeine Augen bedeckt, und ihm ein finſteres Anſehen giebt. Auch von dem untern Kinnbacken fällt ein langer ſtruppigter Bart herunter. Auf dem Rükken hat er einen Höcker, der rund und zottig iſt, das übrige Haar an ſeinem Leibe iſt wolligt. Diejenigen Büffel, welche ſich am Hudſonsbai aufhalten, haben die beſte und meiſte Wolle.

Es giebt hier auch Panterthiere, die alles, was ihnen entgegen kommt, zerreiſſen und verſchlingen. Ihr Fell iſt ſehr ſchätzbar, und ihr Fleiſch, welches dem Kalbfleiſch an Farbe gleich iſt, ſoll ſehr gut ſchmecken.

Der Stunk, oder die Polkatze, die Pole Cate, die Stinkkatze, oder, bei den Wilden, das Stinkthier, hat den Namen, weil es ſchon

 von

von weitem einen großen Gestank von sich giebt, wenn man es jagt, oder beunruhigt. An Größe gleicht es einer kleinen Katze, und hat ein glänzendes graues Haar, mit zween weissen Strichen, die auf dem Rücken eine Ovalründung bilden. Das Pelzwerk von diesem Thiere, dem Hermelin, der Fischotter und dem Zobel, rechnet man in der Handlung zu dem kleinen Pelzwerk, nicht wegen des Werthes, denn es ist kostbarer, als die großen Pelzwerke; sondern wegen der Größe der Thiere, von denen es kommt. Der Hermelin ist ohngefähr von der Größe eines Eichhorns, ist ausserordentlich weiß, und hat einen langen Schwanz, dessen Spitze glänzend schwarz ist. Der Zobel hält sich mehrentheils in den Gebürgen auf, und ist so lang, als eine gewöhnliche Katze, aber weit schlanker, und das Pelzwerk desselben überaus kostbar, und nur die Tracht fürstlicher Personen. Es giebt hier auch Füchse von verschiedenen Farben, schwarz, grau, roth und weiß, welche durch ihre List und betrügliche Kunstgriffe eine große Verwüstung unter den Wasservögeln anrichten, so sie an den Ufern beschleichen.

Eins der seltsamsten Thiere in diesem Lande ist das, welches man Opposum nennt. Es hat unter seinem Bauche einen Sack, oder falschen Bauch, in welchem es seine Jungen ausbrütet. Die Jungen sollen, wie man sagt,

aus

aus den Zitzen herausfallen, in denen sie erstlich stecken, bis sie lebendig werden, und herausbrechen. Bey dem geringsten Lärmen aber fliehen sie in diesen falschen Bauch wieder herein.

Ferner merken wir noch das amerikanische Stachelthier, oder Urson, an. Es ist das Porc Epine, und hat einen doppelten Haarpelz, wie der Biber. Seiner Größe nach gleicht er einem mittelmäßigen Hunde. Die Stacheln desselben sind wohl bis 10 Zoll lang, weißlicht, hohl, auch sehr stark, spizig und mit Widerhaken versehen. Die Wilden machen sich Zierrathen auf ihre Kleider, Gürtel und Armbänder daraus. Bey den Jungen sind diese Stacheln überall zu sehen; bey den Alten aber unter dem langen Haar meist versteckt, und nur am Halse und Beinen sichtbar. Von der Nase an, bis zum Schwanze, ist dies Thier gewöhnlich 2 Fuß lang; der Schwanz hingegen, 8 Zoll. Die Ohren sind kurz. Ob es gleich dem Biber sonst sehr ähnlich ist: so ist es doch sehr wasserscheu.

Die Moose, oder was wir den amerikanischen Tannhirsch nennen, ist größer, als ein Pferd, und wirft seine Hörner jährlich ab, wie der Hirsch. Seine Farbe ist dunkelbraun, und seine Haare schlecht. Er hat eine Mähne, wie ein Pferd, einen Busch Haare auf der Stirne,

wie

wie eine Kuh, und einen sehr großen Kopf, aber einen kleinen Schwanz, wie ein Hirsch. Er lebt den Sommer über in Sümpfen und Morästen; und im Winter an der Nordseite von Hügeln und Gebürgen, wo die Sonne den Schnee nicht schmelzen kann. Wenn dieser Tannenhirsch läuft: so trabt er gemeiniglich; wenn man ihn aber verfolgt: so ist er sehr geschwind.

9. Griechisches Feuer.

Mancherley Arten von Feuern haben bis iezt wirklich in der wahren Welt, oder nur bloß in den Gehirnen der Menschen gebrannt. Centralfeuer, religiöses Höllenfeuer, oder allchemisches, ignis gehennae, alkahest universale, (allgemeines Auflösungsmittel) genannt. Ferner heiliges Feuer der Gebern, Küchenfeuer, ignis lambens, und Elmesfeuer, phosphorisches, electrisches, chemisches und hermetisches; Irwischfeuer, vulkanisches Feuer, Feuer von Naphta; weiter elementarisches Dichter- und Enthusiasten- und Schwärmerfeuer; Feuer von Moxa und inflammabler Luft, und wie sie alle heissen, die nützlichen und schädlichen ehrwürdi-

würdigen und nichtswürdigen, wunderwürdigen, und drolligten Feuer, die durch Kraft der allgemeinen Quelle des Lichts von jeher entbrannten.

Alle diese Feuer nun brannten, und mögen jetzo noch brennen; ich gehe vor ihnen vorüber, um bey einem Feuer stehen zu bleiben, welches für den größten Theil meiner Leser, wegen seines Alterthums, und seiner jezt unerwarteten Erscheinung, vielleicht unterhaltend genug brennen wird. Dies sey der Prolog zum Schaustück, und nun beginnen die Scenen.

Als 1214. neun deutsche Kauffartheyschiffe aus Liefland nach Gothland segeln wollten, und durch einen Sturm in den Hafen von Oesel getrieben wurden; so versuchten die Esthen wiederum, ihnen den Hafen durch Versenkungen zu sperren, womit sie auch diesmal durch allerley künstliche Maschinen zu Stande kamen, und überdem durch ein gewisses Feuer, das auf dem Meere fortschwamm und die Deutschen sehr ängstigte. Allein diese wichen den ankommenden Brandflotten glücklich aus rc. *)

*) Siehe Fischers Geschichte des deutschen Handels, Hannover bey Hellwing 1784. 1ter Th. S. 424.

Und was war nun das für ein wunderbares Feuer, das auf seinem feindseligen Elemente dem Wasser schwamm, abgeschickt, um die feindlichen Schiffe zu Grunde zu brennen? Wir wollen weiter hören.

Als Inger, König der Russen, so erzählt Luitprand *), mit einer Flotte von tausend und mehr Schiffen nach Constantinopel gesegelt sey, und alles an der Küste verwüstet habe; so hätte der römische Kaiser dem Hugo, seinem Verwandten, einige Brandschiffe zu Hülfe gesandt. Denn als der Kaiser erfuhr, daß noch funfzehn halb zerbrochene Brandschiffe übrig wären, gab er sogleich Befehl, sie dergestalt wieder herzustellen, daß die Maschinen zum Feuerwerfen sowohl an den Vörder- und Hintertheilen, als auch an den Seiten angebracht würden. Nachdem sie segelfertig waren, ließ er sie mit erfahrnen Soldaten besetzen und wider den Inger auslaufen. Inger, der eine so kleine Flotte vor sich sah, befahl seinen Leuten, sie einzuschliessen, und alles Volk darauf gefangen zu nehmen. Aber jezt stellte sich eine den Griechen des Kaisers sehr erwünschte Windstille ein; denn ein Sturm würde sie bey dem Feuerwerfen gehindert haben. Kaum waren sie also von allen Seiten eingeschlossen, so warfen sie brennendes Feuer

*) De Reb. Impp. et Regg. Lib. 5. c. 6.

Feuer allenthalben unter die Feinde, wodurch die Russen in ein solches Schrecken geriethen, daß sie sich über Bord in die See stürzten, und lieber im Wasser als im Feuer umkommen wollten. Einige, welche Helme und Harnische hatten, sanken sogleich in den Abgrund; andere, die sich durch Schwimmen zu retten suchten, verbrannten mitten auf dem Wasser, und es kam niemand davon, als wer nicht etwa durch die Flucht das Land gewann; denn die rußischen Schiffe konnten, weil sie klein waren, bey niedrigem Wasser gut fortkommen, welches hingegen die griechischen, weil sie tief giengen, nicht thun konnten. So weit **Luitprandus.**

Doch ich spare noch die Erklärung von dem wunderbaren Feuer, welches geschossen und geworfen werden, und welches die Schwimmenden auf dem Wasser verbrennen konnte, und erzähle weiter: Griechen und Bulgaren, sagt M. Johannes de Thwrocz (Chronica Hungaror. P. 2. C. 50. p. 55.) bliesen von ihren geschwinden Schiffen durch ihre Feuermaschinen Schwefelfeuer auf die Schiffe der Ungarn, und verbrannten sie selbst mitten im Wasser *).

Und

*) Graeci et Bulgari navigantes in celocibus suis, per ingenia sufflabant ignes sulphureos in naves Hungarorum, et eas in ipsis aquis incendebant.

Und jezt kömmt nun die Stelle, die dieses Feuer in helleres Licht setzen soll.

Jean Sire de Joinville, in seiner Erzählung bey Damiata 1250. vorgefallenen Begebenheiten sagt folgendergestalt *):

„Eines

*) Joinville hist. du Roy Saint Louis p. 39. Die Originalstelle heißt: Ung soir advint, que les Turcs amenerent, ung engin, qu'ilz apelloient la perriere; ung terrible engin a mal faire; et le mistrent vis a vis de chaz chateitz, que Messire Gaultier et moy guettion de nuyt. Par lequel engin ils nous gettoient le feu Gregois a plante (en quantité, Engl. plentifully), qui etoit la plus orrible chose, que onques jàmés je veisse — La Maniere du feu Gregois estoit telle, qu'il venoit bien devant aussi gros, que ung tonneau, et de longueur la queve en duroit bien, comme d'une demye canne de quatre pans. Il faisoit tel bruit à venir, qu'il sembloit, que ce fust fouldre qui cheust du ciel, et me sembloit d'ung grant dragon vollant par l'air: et gettoit si grant clarté, qu'il faisoit aussi cler dedans nostre ost, comme le jour, tant y avoit grande flamme de feu. Trois foys celle nuytée nous getterent le dit feu Gregois, o la dite perriere, et quatre fois avec l'arbaleste a tout &c. Als der Sultan Melech Seraph Ptolomais angriff, (anno 1290) heißt es ebenfalls: „Cum innumerabili multitudine gentis, habente trecentas machinas tormentales, quae incessanter ignem, qui Graecus

„Eines Abends führten die Türken eine grosse Wurfmaschine herbey, die sie *la perriere* (Petraria oder Steinwurfmaschine, nach andern Stellen zu schliessen) nannten. Eine schreckliche Maschine zum Schadenthun! Sie setzten sie gegen die Seite der Festung über, wo Gautier de Cure und ich dieselbe Nacht die Wache hatten. Durch diese Maschine warfen sie uns das griechische Feuer in reichlichem Maaße zu; das schrecklichste Ding, das ich jemals gesehen habe! — Die Beschaffenheit des griechischen Feuers war so, daß es so dick hervor kam, als eine Tonne mit einem Schwanze, so lang als ein halber Faden von etwa vier Spannen. Es machte im Kommen ein solches Lerm, daß es schien, als fiel ein Bliz vom Himmel, oder als zöge ein Drache durch die Luft. Es gab eine so große Erleuchtung, daß es um uns so helle war, wie am Tage, so groß war seine Flamme! Dreymal in selbiger Nacht, wurfen sie dies griechische Feuer nach uns, mit der besagten Maschine, und viermal mit andern Schießmaschinen." So weit Joinville.

Dies wäre also das wunderscheinend griechische Feuer, welches ich nunmehro dem Leser in helle:

cus dicitur, injecerunt. Anonymi Leobiensis Chron. Lib. 2. c. 865. Tom. 1. Script. rei. austriac. P. Hieron. Pez.

hellerer Erleuchtung zeigen will. *) Der Erfinder dieses griechischen Feuers, soll nach dem Zonaras (Annal. Tom. 3. Fol. 240.) Kallinikus gewesen seyn; Ein Baumeister, der unter der Regierung des Constantinus Pogonatus, um das Jahr nach Christi Geburt, 678. aus Heliopolis (nachher Balbek) in Cölesirien, in die königliche Hauptstadt Constantinopel kam. Dieser Kallinikus, sagen Ccylitza und Cedrenus, sey aus Syrien nach Constantinopel zu der Zeit gekommen, da diese Stadt von der Flotte der Araber belagert wurde, und habe dieselbe durch dieses Feuer genöthigt, sich zurücke zu ziehen, nachdem er ihre Schiffe bey Cizi-

*) Meine vorzüglichsten Währmänner über dieses Feuer sind: Hanows Abhandl. über das griechische Feuer, aus dessen Disquisition. argument. potiss. metaph. Ged. 1750. in 4to pag. 65-84. Oder im Hamburger Magazin, 12ter Band, Seite 297. seq. Und Temmler vom Alter der Erfindung des Pulvers in den historischen Abhandl. der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, herausgegeben von Heinze 1784. Dessau und Leipzig, 1ter Band, Seite 163. seq. Wer sich ausführlicher unterrichten will, kann noch darüber nachlesen: Klingenstierna de igne graeco, Upsal 1752. Carol. Laurbek de igne graeco, du Fresne, und geringere, als Isabella Cortesi, Majoli Dies Caniculares u. s. w.

Cizikum verbrannt und versenkt habe. Nach der Ausrechnung beym angeführten Hanow (S. 299.) fällt diese Begebenheit in das Jahr 678. Obgleich Panzirollus, ohne bewährte Zeugen, das Jahr 670. angiebt.

Wiewohl man nun den Kallinikus für den Erfinder dieses Feuers angiebt, so wird man doch bey mehr Ueberlegung finden, daß er nur die Kunst, es besser zum Schaden der Feinde zu gebrauchen, vervollkommnet habe, indem er es etwas brennbarer und unauslöschlicher machte, und Maschinen erfand, um es in trockner oder flüßiger öhligter Gestalt auf die Feinde zu schleudern und zu sprützen.

Livius (L. 21. C. 8.) sagt schon von den mit Werk und Pech überzogenen Brandpfeilen *) der Saguntiner, und der Artolier (Lib. 38. c. 6.)

*) So beschoß in der neuern Zeit, 1341. der Markgraf Friedrich in Meissen, Nebra in Thüringen mit Feuerpfeilen. (Menken c. 1792. et Erphurd. Antiq. Veriloquus ib. c. 504. auch Rohte Chron. Thuring. Tom. 2.) Und steckte 1346. die Stadt Salze durch Feuerpfeile an: Do hiez her die synen füer in schiessin, das begirten sie, (beweigerten sie) Do her das sach, do liez her eme ein Armborst langin, und

Vegetius (de re militari Lib. 4. c. 17.) gedenkt eben solcher, mit Harz, Pech, und Schwefel überzogener, und in Oel getauchter Pfeile, die durch Maschinen abgeschossen wurden, wie man dies gerade wieder beym Tacitus (Histor. Lib. 4. Cap. 23.) und beym Silius Italicus (L. 1.) findet. Ammianus Marcellinus (Lib. 23.) beschreibt endlich Pfeile dieser Art noch genauer; sagt sie wären inwendig hohl, und mit einer Materie gefüllt gewesen, die aus einer Art von Calsonium, Schwefel und Salpeter *) bestand, und mit Lorbeeröl flüßig gemacht wurde. Man konnte sie nicht durch Wasser löschen, spricht er, sondern nur durch draufgeworfene Erde. Noch dienlicher zu meinem Behufe, sagt um das Jahr 238. Herodian: (Lib. 8. c. 4. §. 26.)

„Die Belagerten in Aquileja, (als Maximin der erste davor stand), warfen große Steine, mischten Pech, Schwefel und Erdharz unter ein=

und schoz do selber füer in, do schossen sie eme noch mit füerphilin. Rohte l. c. c. 1801. cf. c. 332. et Tom. 3. c. 339 -- 1317.

*) Unser jeziger Salpeter war dies wohl nicht, es war vielmehr Natrum, mineralisches Alkali, das in Aegypten und anderen Gegenden, an der Erde anschießt, ohne Bereitung und Kunst. Salpeter wurde erst um Gebers Zeitalter, im 8. 9. Saeculo wahrscheinlich durch Alchemisten bekannt.

einander, warfen es mit hohlen Gefäße, an langen Handhaben, siedend auf die sich nahenden Feinde, und besprüzten sie mit einem dichten, siedend heissen Platzregen." Aehnliche Stellen findet man im Hesychius, Appians Illyr: Lucans Pharsal: (L. 3.) und so weiter.

Kurz, man wird aus allen diesen Stellen sehen, daß man schon in ältesten Zeiten sich des Feuers, zu Bekämpfung der Feinde bedient hat, und wird hin und wieder bemerken, daß dieses Feuer eben die Mischung zum Grunde hatte, als das griechische Feuer zur spätern Zeit. **Kallinikus** durfte also nur die Kunst erfinden, dieses Feuer wirksamer zu machen; und das that er denn auch, und machte dadurch, daß er es zum Nutzen der Griechen (die es auch in der Folge sich am meisten bedienten) auf eine viel Aufsehen erregende Art zuerst gebrauchte, hierdurch machte denn also **Kallinikus**, daß es den Namen **griechisches Feuer** bekam. Wiewohl diese Griechen unwahrscheinlicher sagen, daß es **Constantin** der Große zuerst erfunden, und ihnen verboten hätte, den Gebrauch desselben bekannt zu machen; doch dies gehört nicht zu meiner Untersuchung. Auf alle Fälle bleibt der Hauptgrund seiner Benennung **griechisches Feuer**, dieser; weil es durch die Griechen zuerst bekannt, und von ihnen am meisten gebraucht wurde. Man hielt die Verfertigung

desselben, am Constantinopolitanischen Hofe geheim, und vielleicht behielt Kallinikus sein Geheimniß seiner Familie für; weil Scylitza und Cedren, melden: daß Lamprus, ein Nachkomme des Kallinikus zu seiner Zeit, dieses Feuer durch Kunst zubereitet habe.

Doch wir wollen nunmehro nähere Bekanntschaft, mit der eigentlichen Beschaffenheit dieses Feuers machen.

Man bediente sich dieses Feuers zum Schaden der Feinde, in fester und in flüßiger Gestalt.

In fester Gestalt, als eine verhärtete oder noch zähe Teigmasse warf man es entweder, wie brennende Pechkuchen, oder brennend in Töpfe gepackt in die belagerten Städte, auf die Schiffe, oder gar unter die streitenden Feinde um Schaden und Verwirrung anzurichten. Dies Werfen geschahe durch die damals gebräuchlichen Schieß- und Wurfmaschinen, Steinschleudern, Armbrüste, grosse Schießbogen und andere furchtbare Werkzeuge, womit man sonst grosse Steine und Wurfspieße warf, nach Art der antiken Balisten und Katapulten.

Diese Maschinen heissen nun entweder lateinisch; Catapultae *) Balistiae Bompardae, Springardae, Scorpiones arcubalistae gunae (von Mangon) Mangonia, (vom Worte **Mange**, altdeutsch eine Maschine) Petrariae, muruscula, Igenia, (vom barbarischen Latein Ingenium das ist Machina, S. Annal. Godefridi Monachi Tom. 1. Freher. p. 279.) wovon auch das spanische engennos, und das französische Engin herstammt). Man sehe Temmlers Abhandlung an verschiedenen Orten, vorzüglich S. 218. und folgende.

Ferner hiessen sie auch noch Trabucae, Tormenta, Mangones, Mangonialia, Lumbardae, (das von den Spaniern verdrehte Bombarda; die neuen Griechen verkehren es gar in Umumbarda, s. Temmler S. 218-19.) Zuweilen auch wohl Canones **Thomas de Walsingham** pag. 398. sagt bey dem Jahre 1417. Gunnae quas Galli Canones vocant. S. auch Temmler Seite 220. mehr davon.

Ihr französischer Name erhellt vorzüglich aus folgenden zwey Stellen. Claude Fauchet,

*) Eine solche Catapult sahe der Baron von Tott, noch im Hofe des Zeughauses zu Konstantinopel S. dessen Memoires sur les Turcs & sur les Tartares, 1ter Bd. Amsterdam 1784.

chet, (L. 2. de la malice des armes, f. 55. S. Temmler S. 184. conf. du Fresne Glossar. T. I. c. 743. sq. it. Menage Diction. etymol. T. I. p. 96. b.) sagt: Tous les instrumens de ject (comme balistes, dondaines, ribaudequins, espringardes, Unglaires, Martinets) s'apelloient engins & artillerie. Ferner schreibt Froissart vol. 2. c. 192. p. 173. beym Temmler S. 222. De tels engins, canons, Bombardes, Truyes & Moutons, se mettoyent en peine ceux de grand, d'endommager ceux d'Audenarde. Ferner hiessen sie noch pringalles, arcs, arbalestes, arches, espringalles, trebuchets, (Temmler 202.) Perrieres & Mangonials (S. 190.) oder auch Mangonneux (S. 195.) Mangons, Aquereaux, (nach la Combe Diction. du vieux langage Francoise p. 7.) u. s. w.

Die Engländer verkehrten das altdeutsche Wort Mange (Tom. 3. Leibnit. p. 445. n. 11. cf. Glossar. Theotisc. saec. 12. ex Cod. S. Blas. p. 102. Machina. Mango vel Tormentum) und das daraus entsprungene lateinische Wort Mangonium erst in Mangon, hernach in ihr abgekürztes Gun, das sie im Latein eben so barbarisch durch Gunna übersetzten. Ihre Gunnae waren nichts anders als Petrariae und Mangonia. Temmler 218:19. Nach diesen hier angegebenen Namen münzten auch die Spanier und Italiener ihre Benennungen

nungen für die mancherley Arten des Geschü=zes aus *).

Aber ich bin nicht gesonnen, das Gedächt=niß der Leser weiter mit einer barbarischen Wör=terfluth zu überschwemmen; die hier beygebrach=ten Benennungen, wird man mir um deswillen verzeihen, weil durch die Aehnlichkeit, des durch

*) Die Deutschen hatten ihren eigenthümlichen Namen; sie hiessen sie Bliden. Hermann Korner (Chron. Tom. 3. Leibnit. p. 199.) meldet: anno 1378. brachten de Lübeschen dem Keiser Caroll, vor dat Schlott Danne=berge zwey Bliden wente de Donnerbüssen (Canonen) so meine (gemein) nicht waren. Hievon ist noch zu Mühlhausen die Benen=nung, der Bliedenhof und das Bliedenviertel übrig. In des ehemaligen Syndicus Graß=hof daselbst, Commentatio de Originibus at-que Antiquitat. S. R. I. liberae civitatis Mühl-husae Thuringor. Lips. et Goerlic. 1749. fin=det man noch die Nachricht, daß Fridericus Admorsus in die Hart (ein Wald, der sonst wohl näher an Eisenach reichen mußte als jezt, wo er vier Stunden davon ist), eine Bleyden=Stadt gehauen, und von da aus das Schloß Wartburg beworfen hätte. Von dem Worte Blide könnte man, dünkt mir, allenfalls folgende Herleitung machen: Plat=deutsch sprach man das Wort Baliste, Ba=lite aus; hierdurch entstand per contractio-nem Blite, und in der Folge Blide und Bleide.

Maschinen geworfenen griechischen Feuers, mit der Aehnlichkeit des Kanonenfeuers, oft Verwechselungen entstanden sind, die die Erfindung des Pulvers und der Kanonen, der Wahrheit zuwider, älter machen, als sie wirklich sind; vielleicht wird durch dieses Namensverzeichniß, mancher bey Lesung der Schriftsteller aus der mittlern Zeit, aufmerksamer auf die Stellen gemacht, wo vom Geschütze die Rede ist; und so wäre denn mein Namenverzeichniß schon aus diesem Grunde nicht überflüßig.

Doch nun wieder zum griechischen Feuer. Man schoß es in fester Gestalt sagte ich, aber man schickte es auch in flüßiger Gestalt zum Verderben der Feinde ab.

Dieses geschahe nun entweder, indem man es, wie weiter vorne in der Stelle des Herodian, brennend in Gefäßen mit langen Handhaben auf die Feinde goß, von Mauren herab oder noch besser auf der See, von sogenannten Brandschiffen (Chelandria). Oder man warf es auch brennend in Töpfen, so wie man ebenfalls in Töpfen, heisses Wasser (Temmler 215.) und Kalkstaub (Temmler S. 181.) warf, wie dies Froissart anmerkt. Aber man hatte noch eine eigne Methode es gegen die Feinde zu senden, und dies war wahrscheinlich des Kallinikus neue Erfindung. Man sprüzte es nämlich durch Sprützen, auf die Schiffe der Feinde.

Zum

Zum Beweis dieses Feuersprüzens, dient mir die weiter vorne angeführte Stelle, aus Turocz Chronic. Hungaror. Die Griechen und Bulgaren bliesen von ihren Schiffen, Schwefelfeuer in die Schiffe der Ungarn, und verbrannten sie mitten auf dem Wasser.

Eben so sagt Froissart (beym Temmler S. 172.): Bey Landtreffen waren Soldaten angestellt, die das griechische Feuer durch kupferne Röhren unter die Feinde bliesen. — Man warf es in Töpfen und andern Gefäßen, und schoß es mit Wurfmaschinen und grossen Schießbogen, (arbalétes à tour.) Aber die noch genauere Beschreibung davon, giebt die Prinzessin Anna Comnena (Alexiad. Lib. 12. Fol. 335. Edit. Paris. Die griechische Stelle steht beym Hanow, S. 306.) Sie erzählt nämlich; der Kaiser Alexius habe zum Schrecken der Feinde, an den Vordertheilen der Schiffe, eiserne oder metallene Köpfe von Löwen und andern grimmigen Thieren anbringen lassen. Von aussen wären sie vergoldet, inwendig aber mit verborgenen gedrehden Gängen versehen gewesen, wodurch die Soldaten das Feuer aus dem Rachen der vergoldeten Löwen- und Tiegerköpfe gesprüzt hätten, so daß es das Ansehen hatte, als spien diese Thiere Feuer, wie Höllenschlünde und Drachenköpfe, in Feenmärchen und Opern.

Auf

Auf diese Art konnte sich auch wohl die Begebenheit zutragen, die Anna Comnena (Alexiad. Lib. 12. Fol. 383.) beyläufig erzählt: Die Gallier hätten nämlich in dem untern Theile der Mauer zu Dyrrhachium, durch heftige Stöße eine Oefnung zuwege gebracht. Durch diese Oefnung nun sey ihnen von innen heraus, mit solcher Heftigkeit Feuer in die Gesichter und Augen geworfen worden, daß dadurch ihre Bärte, Wangen und Augenbraunen, die Köpfe selbst ergriffen, und sie, weil es fest daran geklebt hätte, ungeachtet aller ihrer Tapferkeit verbrannt worden wären. Ob nun gleich diese Feuersalbe auch durch lange Kellen mit brennendem Oel, Schwefel und Pech in die Gesichter der Feinde konnte geworfen werden; so ließ sich dennoch hier nicht unschicklich muthmassen, daß dieses vielmehr durch ein gesprüztes Feuer von flüßigen öhlichten Bestandtheilen geschehen sey.

Und hier tritt nun die sehr zweifelvolle Frage auf: Wie kann man flüßiges Feuer durch irgend eine Art von Sprüzmaschinen in einige Entfernung nach einem gewissen Ziele fortsprüzen?

Mancherley Hinderniße bäumen sich gegen die Auflösung dieser Aufgabe; daher muß ich den Versuch machen, sie so natürlich als möglich aufzulösen und die Wahrhaftigkeit der Auflösung durch Beyspiele anschaulich zu machen.

Han=

Hannow meynt (§. 28.), man habe siedendes (brennendes vielmehr) Oel in eine sogenannte ktesibianische Sprütze thun und es daraus fortsprüzen können. Aber hier würde wahrscheinlich das Feuer in der Sprütze, aus Mangel an Luft, verlöscht seyn. Hätte man es auch durch eine Seitenöfnung hineingießen wollen, die man sogleich verschlossen hätte; oder wäre es brennend vorne zur Mündung der Sprütze hineingegossen, und von hinten durch den Stempel sogleich herausgedrückt worden; so würde höchstens nur die ölichte Materie nach der Seite, wo sie Luft hatte, brennend geblieben, und also der größte Theil derselben unentzündet auf die feindlichen Schiffe gefallen seyn. Und in diesem Falle hätte das wenige brennende Oel eher gelöscht werden können, bevor es das andere unentzündete ebenfalls in Brand setzen konnte. Ich überlasse es den Lesern, über diesen ganzen Punkt sich selbst Zweifel aufzuwerfen und sie zu lösen; und gehe der Kürze wegen zu der Art und Weise fort, wie man der Erzählung gemäs am wahrscheinlichsten brennendes Feuer fortsprüzen konnte. Die Worte der Prinzeßin Comnena selbst bahnen den Weg zu dieser Erklärung.

Sie theilt dieses sprüzbare Feuer in ein trokkenes und in ein flüßiges. Vom trocknen sagt sie (Hist. Lib. 21. c. 8.) Ich will kürzlich anfüh-

anführen, woraus dieses trockne Feuer besteht, auf was Weise, und durch welche Werkzeuge es fortgesprüzt wird. Die Fichten und andere harzige Bäume geben Pech und Harz von sich. Wenn nun solches zu Pulver gemacht und mit gepülvertem Schwefel vermischt worden ist, so wird es in eine hohle Röhre gethan, an dem einen Ende angezündet, und von dem andern Ende unter die Feinde fortgeblasen. Dies wäre mit kurzem die Art, wie man zu unsrer Zeit die Theaterblitze macht; und eben nicht wirksamer, als diese Theaterblitze, konnte dies Feuer seyn. Weiter nichts als ein Popanz, feuerscheue Feinde damit zurückzuscheuchen.

Nun geräth sie an das flüßige Feuer, und giebt zu verstehen, daß es für nichts anders als für ein entzündetes Oel zu halten sey. Dies laß ich an seinem Orte, und sage nun kürzlich meine Meynung; wie man wahrscheinlich solches flüßiges Feuer fortsprüzen könnte.

Gepülvertes Calfonium, wenn man es durch ein Licht bläßt, entzündet sich und schießt als eine lange Flamme hervor. Das nämliche kann man auch von einer siedend heisen Mischung aus Erdöhl, Leinöhl und geschmolzenem Pech und Schwefel erwarten. Man durfte also nur diese siedende Mischung, von den angegebenen sehr entzündbaren Stoffen in eine Sprütze laden,

den, durfte diese heise Ladung durch eine flach liegende Röhre sprüzen, in welcher durch Löcher von unten heräuf die Obertheile der Flammen von einigen wohlbrennenden Naphtalampen mit starken Dachten brannten: So entzündeten diese nicht leicht verlöschlichen Flammen die heisse entzündbare Masse, bey der Durchfahrt durch die Röhre, und liessen sie brennend auf die Schiffe der Feinde stürzen. wo die noch nicht durchgängig entzündete öhligte Flüßigkeit, durch die überall verbreitete Flamme folgend in Brand gerieth, und wegen der sehr brennbaren Natur der Naphta, des Schwefels und des Pechs, nicht leicht zu löschen war. (Wiewohl dieses durch Aufguß einer grossen Menge Wassers und Sandes oder Asche, dennoch geschehen konnte.) Dies glaub' ich, mochte wohl das ganze Kunststück des Kallinikus seyn.

Daß man nun dieses Feuer nicht weiter sprüzen konnte, als eine Handsprütze reicht, nämlich höchstens zwanzig Schritte, und daß also der Feind dieses Feuer in einer kleinen Entfernung, ohne Gefahr mit ansehen konnte; dies versteht sich von selbst.

Als es Lantulph zuerst gegen die Pisanischen Schiffe gebrauchte, konnte er sie, ob er sich ihnen gleich nahe genug dünkte, dennoch nicht erreichen, und versprüzte sein Feuer vergebens. Eleemon sagt Anna Comnena (Fol.

(Fol. 386.) sey durch sein Beyspiel klüger geworden, und so nahe an die pisanischen Schiffe gefahren, daß er sich an das erste anlegen konnte. Die Pisaner geriethen über dieses Feuer, aus diesem Grund in so grosses Schrecken, weil sie nicht begreiffen konnten, wie Feuer, das gewöhnlich nur gerade aufwärts steigt, in gerader Linie fortgeschossen wurde; und zwar nach einer gewissen Richtung. Dies dünkte ihnen Wunder, weil sie gänzlich die Ursache davon nicht finden konnte.

Und aus eben diesem Grunde verbreitete wahrscheinlich unser oft besagtes Feuer, gleich bey seiner ersten Entstehung, so viel Wunderschein um sich her. Setzt man noch hinzu, daß dieses Feuer von Morgenländern erfunden, zuerst gegen Morgenländer gebraucht wurde; so wird man, ohne den Wunderhang aller Völker der damaligen Zeit mit in Anschlag zu bringen, sich schon den Aufschluß machen können, warum man in ältern und neuern Zeiten, diesem Feuer so viel ausserordentliche und abentheuerliche Wirkung zugetraut hat.

Eben die morgenländischen Phantasien, die aus dem **Condor**, (einem großen Geyer) den Vogel **Rok** oder **Ruk**, schaffen konnten, der ganze Elephanten wegtragen soll, so leicht wie ein Stoßvogel eine Lerche; welche ferner aus eini-

einigen Hügeln von Gips-Sinter, bey Hamam Maskoutin in Numidien, versteinerte Zelte, und aus ähnlichen Versteinerungen bey Ras Sem, im Königreich Tripolis, gar eine versteinerte Stadt schaffen konnten. *) Weiter den Mahomed, auf dem Himmelspferde Alborak, im Augenblicke durch sieben Himmel reiten ließen (Herbelot Artikl. Alborak.) Und endlich, kurz davon zu kommen; Eben die morgenländischen Phantasien, die einen Koran und eine Tausend und eine Nacht gebahren, was konnten die nicht beym Anblick des griechischen Feuers, für wunderbare Erzählungen in der Bestürzung abortiren! Und deswegen muß man sich immer verwundern, daß sie nur so wenig Abentheuerliches, über die Wirkung dieses damals so unerwarteten, und unbekannten griechischen Feuers beybringen.

Eine von seinen wunderbaren Eigenschaften sollte die seyn, daß es selbst im Wasser fortbrennt. Dies ist nichts unerhörtes. Die Natur selbst bereitet ein solches griechisches Feuer bey Baku. Weiter vorne schon bey Gelegenheit des heiligen Feuers der Gebern daselbst, (Seite 69. meiner Wundererscheinungen); brachte ich aus dem Hanway die Nachricht bey, daß die Naphta sich zuweilen, wahrscheinlich

*) S. Shaws Reisen, Kapit. von Ras Sem.

lich durch das unterirrdische Feuer entzündet und brennend in den See läuft. Welches sich von einem so brennbaren Oele als Naphta, leicht glauben läßt *), vorzüglich da es im Wasser obenaufschwimmt. Von den Fackeln der Bachanten erzählte ja das Alterthum sogar das Wunder, daß sie ins Wasser getaucht würden, ohne zu verlöschen. Aber wie viel Minuten sie darinnen fortgebrannt hätten, wenn man sie darinnen ließ, das ist eine andere Frage. Noch jezt spielen europäische und chinesische Feuerwerker, Feuerspiele auf dem Wasser ohne Wundergabe bloß durch künstliche Einrichtung der Wasserkegel, durch Hülfe des sehr brennbaren Leinöls und vorzüglich des Schießpulvers, das ausser seiner Brennbarkeit noch überdies durch das Verpuffen des Salpeters, das Feuer beständig lebhaft erhält, und das Wasser immer zurückschlägt.

Wenn man die Mischung genauer untersucht, woraus das griechische Feuer mag bestanden

*) Daher legt ihm auch schon Agricola de re metallica Fol. 542. einen so hohen Grad von Unauslöschlichkeit bey. Ignium vis, sagt er, adeo magna ei inest ut corpus aliquod eo maxime, quod Naphta vocatur perunctum, si ad ignem admoveris, exuratur, nec aqua exstinquatur, nisi admodum multa.

den haben, so wird man sich gar leicht überzeugen können, wie es möglich war, daß es im Wasser noch brennen konnte.

Woraus eigentlich die erste Mischung des Kallinikus bestand, wissen wir nicht, weil man sie als ein Geheimniß verschwieg. Aber man kann sich ihre Bestandtheile schon denken, ohne das Geheimniß zu wissen.

Die Neuern, die über die Masse des griechischen Feuers etwas gesagt haben, führt Hanow auf der 326. Seite an. Es sind vorzüglich Cardan (de Subtilitate 2. p. 67. Edit. Bas. 8.) Scaliger (in exot. Exercitat. ad Cardan de Subtil. Ex. 13. N. 3.) und Bapt. Porta (Magaz. Natur L. 12. c. 2). Die beyden erstern bringen Salpeter zur Masse, der doch erst höchstens etliche hundert Jahr hernach bekannt wurde, und von dem die ältern Schriftsteller nichts gedenken. Alle aber tragen zu ihrer Komposition Sachen zusammen, die theils nichts dazu nutzen, theils zu einer Masse, die so verschwenderisch weggesprüzt und geworfen wurde, zu kostbar waren: Als da sind Tartarus, Fleischleim, Eyweis, lebendiger Kalk, Aquavit (Obendrein eine Erfindung der neuern Zeit, nach anno 1000 oder nach der Zeit des Rhases und Albukasis). Ferner Wachholderöl, Cedernharz, Kampfer, Gummi, Mumien, fri-

sches Wachs, Entenfett! ! ! Taubenmist, Oel von lebendigem Schwefel, philosophisches Oel, Salmiak, Weidenkohlen, Weihrauch, weiche äthiopische Wollfäden und so weiter. — Was soll dieses Mengemuß von Fettigkeiten und brennbaren Körpern, das nach dem funfzehnten Jahrhundert riecht? — Wir können die Sache näher haben.

Vielleicht hat man wirklich zu Kallinikus Zeit solche künstliche Mischereyen gemacht, um die Neugierigen, wegen der Zusammensetzung des griechischen Feuers zu täuschen. Aber wirklichen Nutzen haben diese Sachen nicht.

Naphta, Leinöl, Schwefel und Pech, sind zum griechischen Feuer hinlänglich. Alle diese Sachen brennen fort, wenn sie auf dem Wasser schwimmen, und da man keine triftige Stelle bringen kann, daß das griechische Feuer unter dem Wasser gebrannt hat, so können sie also ohne allen Zweifel den Stoff zu diesem Feuer abgeben. *)

Um

*) Aus eben diesen Stoffen bestand auch das unauslöschliche Feuer, welches ein preußischer Feuerwerker, der unter dem Grafen von Berkley 1695. eine Expedition zur See mitgemacht hatte, erfand. Es enthielt Leinöl, Schießpulver, Salpeter, Erdharz und Terpentin.

Um es in fester Gestalt fortzuschießen, brauchte man nichts als angezündete Kuchen von Pech und Schwefel, die man allenfalls mit etwas Naphta, oder Leinöl, zu einer leichter fortbrennenden Teigmasse bereiten konnte. Ein solcher, mit einer Baliste geworfener brennender Kuchen, konnte ganz füglich die feurige Drachengestalt darstellen, in welcher Joinville weiter vorne, vor **Damiate** das griechische Feuer fliegen sah.

Um es in flüßiger Gestalt auf die Feinde zu sprüzen; durfte man nur eine siedende Mischung von Schwefel, Leinöl, Naphta *), und wo es nöthig war, etwas Pech in großen Kesseln, über brennendem Feuer halten, und diese heisse Mischung, durch eine Röhre mit großflammi-

pentin. S. Crells chemisches Archiv 2r Band Leipzig bey Weygandt 1783. S. 3. 4. Es fehlte also der Schwefel, und dennoch war es so brennbar, daß man es für unauslöschlich hielt.

*) Diese Naphta konnte man übrigens leicht aus Persien der Hauptniederlage der Naphta bekommen; da nicht allein die Griechen zur damaligen Zeit, sondern auch nach Fischers Geschichte des deutschen Handels, die nördlichern Völker hinlängliche Communication mit Persien hatten.

gen Naphtalampen, nach der schon angegebenen Weise, langsam sprüzen; so konnte man alle die furchtbaren Wirkungen hoffen, die man vom griechischen Feuer erzählt. Dies Feuer konnte auf dem Wasser schwimmend fortbrennen, und konnte auch, wenn es in großer Menge geschossen wurde, die Schiffe anzünden, vorzüglich, wenn es das Tauwerk, oder dünnes Holzwerk ergriff; denn dicke Schiffsbalken dürften wohl nicht so schnell in Brand gerathen, ehe man zur Löschung herbeyeilen konnte. Aber dies war auch nicht nöthig. Es giebt auf dem Schiffe kleines Holz- und Thauwerk genug, das hinlänglich ist, um wenn es in Brand geräth, auch größere Balken anzustecken.

Alles dieses nun vermogte wohl das griechische Feuer. Schwer zu löschen mogte es auch wohl seyn; aber nur nicht unauslöschlich. Dies ist morgenländische Uebertreibung.

Ammianus Marcellinus erzählt schon, fast dreyhundert Jahr vor Erfindung des griechischen Feuers, daß die Perser Feuerballen (Malleoli, nach Festus und Nonnius Marzellus, von der Figur eines Hammers) geworfen, vor welchen man das Holzwerk, nur durch nasse Felle, und einen Ueberzug von Alaun schüzen konnte. Das Feuer derselben, sezt er hinzu (Lib. 23. Cap. 4.) sey durch Wasser so wenig

zu

zu löschen gewesen, daß die Flamme nur noch weit heftiger dadurch sey entzündet worden, und nur durch Asche hätte getilget werden können. Dennoch bestand diese Masse nur aus Pech, Schwefel und Werg; und man sieht also daraus, wie eine Pech- und Schwefelflamme, die durch Aufguß von wenig Wasser nur zischt und lebhafter brennt, durch vieles Wasser aber ebenfalls verlöscht; man sieht also hieraus, wie eine solche nur schwer zu löschende Flamme, im unerfahrnen wundergierigen Alterthume, für unauslöschlich erkannt werden konnte, und kann sich daher schon den Aufschluß geben, woher der abentheuerliche Glaube, an die Unauslöschlichkeit des griechischen Feuers entstand. Nur mit Asche und Sand konnte es erstickt, oder allein durch Eßig gelöscht werden, spricht die Sage *).

*) So schreibt Luitprand: daß, als man einsmals im Schilfe einen Löwen gewahr worden wäre, man in dasselbe griechisches Feuer hätte werfen lassen, das nur allein mit Eßig gedämpft werden konnte. Mehr Citaten über dies Löschen mit Eßig, oder Sand und Urin stehen beym Hannow, §. 10. unter andern auch der reimreiche Ausruf des Mönchs de expugnat. Acconensi &c.

Pereat, o! utinam ignis hujus vena.
Non enim extinguitur aqua sed arena.
Vixque vinum acidum arctat ejus fraena.

Wieder eine fabelhafte Kraft dem Eßig beygelegt! Hannibal sprengte, nicht minder fabelhaft, schon mit ihm die Alpen; aber der Berghauptmann von Feldheim hat in Lichtenbergs göttingisch. Magazin gezeigt, daß dies eben so gut mit Wasser geschehen konnte, und nichts anders sey, als das Feuersezen der Bergleute, die den Fels mit Feuer erhitzen, und durch Ansprüzen mit kaltem Wasser zersprengen.

Also die Unauslöschlichkeit des griechischen Feuers war nur dem ersten Anschein nach scheinbar; und des Kallinikus Erfindung bestand blos in der Kunst, es in fliessender Gestalt auf eine kleine Weite von höchstens funfzehn bis zwanzig Schritten fortzusprüzen; denn unauslöschlicher konnte er es nicht machen, als die Pech- und Schwefelflamme zu Ammians Zeiten schon war; weil weder Kampher noch Naphta, noch irgend ein Oel beträchtlich unauslöschlicher brennt, als Schwefel und Pech, und bis jezt noch keine Materie da ist, die ohne Verbindung mit der Luft unter dem Wasser brennen kann, welches sich auch aus der neuern Theorie von Entwickelung der Feuertheile gar wohl erklären läßt.

Das griechische Feuer brannte nur, wenn es als Oel auf dem Wasser schwamm, auf der Oberfläche des Wassers, wie es der Erzählung

und der Natur der Sache gemäß ist. Dies kann man so lange für wahr annehmen, bis man die Salamandrische Kunst erfunden hat, Flammen unter dem Wasser zu erhalten. Funken schlüg schon der Professor Lichtenberg zu Göttingen unter dem Wasser: Holz verkohlt man sogar in selbigem mit dem Brennspiegel *): Funkenspeiereyen macht man unter dem Wasser mit Wasserkegeln. Aber nur durch Hülfe des Pulvers, welches durch Verpuffen des Salpeters beständig das Wasser hinwegstößt, das Feuer lebhaft und in Verbindung mit der obern Luft erhält, und vielleicht aus dem zerlegten Salpeter ohn Unterlaß zugleich eine hinlängliche Quantität Luft entwickelt, welche die zugleich entwickelten Feuertheile aufnehmen, und dem Feuer beständigen Fortgang verschaffen kann.

Alles dieses läßt sich hören. Aber eine Methode zu erfinden, wie man beständig eine so große Portion freyer gesunder Luft unter dem Wasser vorräthig haben kann, als nöthig ist, um so viel Feuertheile aufzunehmen, wie eine brennende Flamme beständig entwickelt. Eine solche Methode zu erfinden, dürfte doch wohl nur einem zukünftigen Salamandersultan, oder einem translunarisch salomonischem Apostel für-

*) S. Macquers chemisches Wörterbuch von Leonhardi, 1r Theil, Artik. Brennglas.

behalten seyn. Und alsdenn erst mag an die Brennbarkeit des griechischen Feuers unter dem Wasser glauben, wer da will.

Doch es wird nun Zeit seyn, nichts mehr vom griechischen Feuer zu sagen. Zum Schluße bringe ich nur noch die Ursache bey, warum? und zu welcher Zeit es abgekommen ist? Und hier dient mit kurzem zur Antwort: die Erfindung des Pulvers, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, hat das griechische Feuer in Verachtung gebracht.

Man konnte das griechische Feuer nicht weit schießen, und schoß es oft vergebens. Ferner war es bey starkem Winde gar nicht zu gebrauchen, und diejenigen, die es sogar auch bey stillem Wetter zu gebrauchen wagten, sezten sich der Gefahr aus, durch die siedende und brennende Masse ihre eigene Schiffe in Brand zu stecken. Die Erfindung des Pulvers, um das Jahr 1356. (nach Temmler), war bequemer, um dem Feinde durch Feuer zu schaden.

Hannow (§. 50.) meynt, die lezte Spur in der Geschichte, daß man es gebraucht hätte, sey in der Belagerung von Ancona 1291. Doch kann man dies nicht für das leztemal annehmen; weil man damals noch nichts Wirksamers zum Schaden der Feinde, an die Stelle des griechischen

schen Feuers hatte, indem erst hundert Jahr hernach, das Schießpulver gehörig bekannt wurde.

Man brauchte die Balisten und Kanonen vermischt, bis ins 15te Jahrhundert, da endlich allmählig diese Balisten und andere Wurfmaschinen abkamen. (S. Gram über Erfindung des Pulvers. Seite 124. ff. vor der angeführten Abhandlung von Temmler.) Auf die nämliche Art brauchte man wahrscheinlich griechisches Feuer und Schießpulver zugleich; bis endlich die Wirksamkeit des Schießpulvers und der Kanonen, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts einleuchtender wurde, und das griechische Feuer gänzlich verlosch. *)

Aus Doctor Friedrich Glasers Feuerlöschproben, oder ausführliche Beschreibung und praktische Vorschläge, wie ein Brandfeuer leicht, und am geschwindesten zu löschen ist, Marburg 1786. sieht man, daß brennendes Theer, Pech, Terpentin, die von Wasseraufguß noch heftiger brennen, durch Holzaschen Lauge ebenfalls bald gelöscht werden können. Diese Lauge muß so schwer seyn, daß ein Ey auf ihr schwimmt; Und eben durch diese Schwere verknüpft mit feste-

*) Musketen wurden schon 1430. zu Augsburg erfunden. S. Temmler Seite 213.

festerem Zusammenhange der Theile, verhindert sie, weil sie drückender aufliegt, den Zutritt der Luft, zur Oberfläche der Körper, noch wirksamer als gemeines Wasser. Und aus diesem Grunde, werden Eßig, Urin und andere gesättigte schwere Flüßigkeiten das griechische und das gewöhnliche Feuer weit schneller löschen, als gemeines Wasser. Also war doch wenigstens etwas an der Sage, daß das griechische Feuer nur durch Urin und Eßig gelöscht werden könnte.

---

10. Stromboli, der periodische Feuerspeyer.

Regellosigkeit ist gewöhnlich eine Haupteigenschaft der Vulkane; sie bekommen ihre Eruptionen eben so unordentlich, als ein Hipochondrist, oder ein eigensinniges Mädchen seine Launen. Aber so wie auch selbst Regellosigkeit zuweilen ihre Ausnahmen macht; so bringe auch ich hier einen Vulkan vor das Antlitz der Leser, welcher regelmäßig alle sieben Minuten seine Ladung von sich giebt. Und dieser merkwürdige Vulkan, ist der Feuer- und Steinauswerfer

werfer auf der Insel Stromboli, den de Dolomieu in seiner Reise nach den Liparischen Inseln beschreibt. *) Die ganze Insel Stromboli endigt sich in einem Berge mit zwey Spizen, an dessen nordwestlicher Seite, der Crater des Vulkans, nicht auf der Spitze, sondern in der Hälfte der Höhe des Berges liegt. Dieser Berg ist etwa tausend Schritte hoch, und an seiner nordöstlichen Seite, bis zum Drittel seiner Höhe mit Weingärten bedeckt, weiter hinauf ist er öde und mit löcherichten Steinen und Schlacken bestreut.

Auf dem Gipfel der höchsten Spitze sieht man über den Feuerschlund hin, man entdeckt sein Inneres ganz und sieht ihn unter seinen Füßen, sich von seinen Auswürfen entbinden. An mehrern Orten des Gipfels dringt der Dampf aus kleinen etwa einen Zoll weiten Oeffnungen des Berges hervor; ein Zeichen, daß der Berg aus einer Anhäufung leichter Brokken besteht, durch welche hin und wieder der Rauch zu dringen vermag. Als sich de Dolomieu zu Schiffe der Insel näherte, sahe er die ganze Nacht hindurch richtig alle sieben bis acht Minuten den Auswurf von glühenden Steinen,

*) Aus dem Franz. übersetzt von H. Lichtenberg zu Gotha. Leipzig 1783. in der Müllerschen Buchhandl. Seite 121. und folgende.

nen, über hundert Fuß himmelan fliegen, jedesmal in Begleitung eines dumpfen Knalles, vor welchem eine röthlich auflodernde Flamme vorhergieng, die mit den theatralischen Kampher- und Weingeistentzündungen viel Aehnliches hatte.

Die ausgeworfenen Steine glüheten hellroth und sprüend, und gaben dem Seher ein Schauspiel, das prächtiger war, als das herrlichste Feuerwerk. Vom höchsten Gipfel des Berges sahe nach seiner Ankunft de Dolomieu den regelmäßigen Auswürfen des Craters zu, der jezt unter seinen Füßen lag, kaum funfzig Schritte im Durchmesser hielt, und richtig alle sieben bis acht Minuten seinen Auswurf hervor stieß, zu Anfang nicht ohne Schrecken unsers Zuschauers, bis er endlich sah, daß wohl noch hundert Fuß fehlten, wenn ihn der Auswurf erreichen sollte. Eben die lodernde Flamme, die des Nachts bey jedem Auswurfe erschien, sahe jezt bey Tage aus, wie ein weißer Dampf, der sich so schnell in der Luft verstreute, als wenn er von ihr verschlungen würde. Ein wahres Kennzeichen von Schwefeldampf, wie man es über Schwefelkammern sehen kann, wenn wollene Zeuge geschwefelt werden, damit sie den gehörigen Grad der Weisse bekommen. (Und wie es auch die Natur der Sache giebt; weil der Schwefeldampf mehr flüchtig und feurig, und

freyer

freyer von groben Theilen, als jeder anderer Dampf, schnell von der Luft aufgelößt wird).

Die ausgeworfenen Steine sahen am Tage schwarz aus, fuhren in verschiedenen Richtungen, und fielen zurück in den Crater, bis sie die kräftige Kurzweil des Vulkans zulezt zu Asche zermalmte, und nach und nach statt ihrer andere aus seinem Schlunde hervorwarf. Uebrigens war das Getöse bey jedem Auswurf nicht sehr beträchtlich, und desto unvermutheter erschien jeder Auswurf.

Doch ich endige hier des de Dolomieu Nachricht vom Stromboli, weil sie ausführlich genug zu meinem Vorhaben ist, das darinn bestand, eine wahrscheinliche Erklärung dieser wunderbaren Erscheinung zu wagen.

Wahrscheinlich war Stromboli anfänglich ein wahrer Vulkan, der Steine zu Lava und Schlacken schmelzte, wovon die Ueberbleibsel noch im Vorrath vor Augen liegen. Nach und nach verminderte sich sein Vorrath von brennbaren Stoffen, der Crater stürzte zusammen; und wurde von verglaseten Felsen, von Asche und Brocken, von Lava und Schlacken verschüttet. Ein Ueberrest von Schwefelkießen und Steinkohlen glimmen noch jezt in der Tiefe, und entwickeln ohn Unterlaß elastische schwefeligte

Dämpfe,

Dämpfe. Diese Dämpfe brechen durch die Länge des Weges, den sie durchkriechen mußten, etwas abgekühlt hier und da aus kleinen Oefnungen zwischen den Brocken als weißer Rauch hervor. Aber diese Oefnungen sind nicht groß genug, um alle Schwefeldämpfe abzuleiten, die sich aus den noch übrigen entzündbaren Stoffen in der Tiefe rastlos entwickeln. Diese häufen sich daher im Schlunde des Berges an, und werden endlich so mächtig, daß sie an dem Orte, wo die Last von aufliegenden Brocken am dünnsten ist, durchzubrechen vermögen. Sie heben die Trümmern von Fels und von Schlacken, öfnen sich Spalte, und fahren hindurch; entzündet, weil sie unmittelbar vom glühenden Feuerheerde kommen, erscheinen sie als Schwefelflamme bey Nacht, und als ein weisser Dampf bey Tage, weil Schwefelflamme, wie die Erfahrung lehrt, zu dünne ist, um bey Tage sichtbar zu seyn. Sieben Minuten sind allezeit nöthig, ehe sich die Dünste so sehr anhäufen und verstärken können, daß sie einen Durchbruch zu machen vermögen, der jederzeit von einem dumpfen Knalle begleitet wird. Daher entsteht diese Explosion richtig alle sieben Minuten.

Die Ursache, daß der Knall, wie man denken sollte, nicht lauter gehört wird, ist die: daß erstlich die Dünste nicht viel Widerstand von den aufliegenden Brocken zu überwinden haben,

und

und dennoch stark genug seyn können, um eine verhältnismäßig geringe Last, nicht schwerer glüender Steine, funfzig Schritte mit sich auf-wärts gen Himmel zu führen. Zweytens ereignet sich dieser Knall am stärksten in der Tiefe zwischen unelastischer Asche, wo er gestümpft wird, und nur halbe Wirkung äußern kann. Und drittens hat dieser Vulkan nicht Kraft genug, um eine Erschütterung in einem so tiefen Tone zu geben, die rasch genug wäre, um nicht als dumpfigter Ton, sondern als lauter Knall, dem Ohre hörbar zu seyn. Endlich scheint mir noch uberdies, aller dawider gemachten Einwürfe ungeachtet, dieser Knall, nach Verhältniß der Wirkung, die die Losplatzung auf die auffahrenden Steine thut, stark genug zu seyn, da ihn doch de Dolomieu in der Nacht vom Schiffe aus hören konnte. Wenn man diesen Knall endlich mit dem Knalle in Verhältnis bringt, den der Vesuv zu thun hat, wenn er Steine von vielen Pfunden, dreytausend Ellen hoch, etliche Meilen weit wegschleudern soll; so wird man ihn für einen Auswurf von kleinen Steinen, die nur funfzig Ellen hoch fliegen, gänzlich laut genug finden. Daß ferner die ausgeworfenen Steine glühen, wie man des Nachts sieht, wird bey einer solchen Menge entzündeter Dünste, die im Innern beständig wirksam sind, nicht schwer zu begreifen seyn. Und

so wäre denn die theatralische Explosion des Stromboli so gut, als sich vor einen Zuschauer von aussen, der nicht hinter die Kulissen des Theaters sehen kann, thun läßt, erklärt.

---

11. Ueber Friedrichs des Einzigen häusliches und litterarisches Leben, über seinen litterarischen Umgang, und über seine Gesellschafter bis zu seinem Tode.

Sanft und stille war das häusliche Leben des Weltweisen zu Sanssouci. Da wo er nicht König seyn mußte, war er so gerne Mensch. Vielleicht hat nie kein König die Vortheile des Privatlebens besser zu schätzen gewußt wie er und doch trug nie kein König seine Krone mit größerer Würde, größerm Muthe, und grössserm Ruhm.

Kein König auf Erden hat auch nie seine Einsamkeit mehr veredelt und benutzet wie Friedrich. Die zahlreichen Werke seines Geistes, sind unsterbliche Zeugen, wie haushälterisch

risch er mit seiner Zeit umgieng, wie er jeden Augenblick von Musse ergriff, und mit welcher Ehre er Rechenschaft geben konnte von jeder Minute seines Lebens! — Von allem was sonst die meisten Könige umgiebt, sah man in Sanssouci nichts. Minister, Hofleute und die Grossen des Reiches, kamen nicht nach Sanssouci oder Potsdam, wenn sie nicht dahin gerufen waren. Anstatt des ehmaligen Gewühles von Versailles, sah man in dem Wohnsitze Friedrichs und um denselben herum, entweder gar niemand, oder etwa einige Bediente. Ueberall umher herrschte Stille, Frieden und Ruhe.

Friedrich, der Ruhe und Einsamkeit über alles liebte, konnte zumal in seinen spätern Lebenszeiten nicht mehr leiden, daß ein Fremder, den Er nicht verlangte, sich seiner stillen Wohnung nähere, und Ihn jetzt auch nur von Ferne sehe. Unten an die Terrasse von klein Sanssouci, durfte man deswegen in seinen leztern Lebensjahren nicht mehr kommen. In bessern Zeiten gieng Friedrich da oft alleine, und mochte auch schon damals nicht, daß man Ihn sehe. Er ließ vor die Brücke, wo man in den Garten zu dem Baßin und an die Terrasse von klein Sanssouci kommt, auf einer sechs Fuß hohen Säule von rothem egyptischem Porphyr das Brustſtück des Herzogs von Alba setzen, ein

ganz abscheuliches Gesicht: „damit, wie er einst „im Scherze dem Herrn Marquis von Lucche„sini sagte, Fremde die Lust haben in meinen „Bezirk zu kommen, vor dem Gesichte des Her„zogs von Alba erschrecken, und gleich um„kehren.“

So gut und ganz aber auch Friedrich die Kunst verstand, alleine zu leben, so sehr fühlt er doch auch das Bedürfniß des Umganges mit geistvollen und interessanten Menschen. In unzählichen Denkmälern hat er selbst seinen Umgang mit Jordan, Algarotti, Maupertüis, Voltaire, d'Argens und d'Alembert verewigt. Von der Größe und zuweilen auch von der Kleinheit dieser Männer, von ihren Thaten und von ihrem Wandel, weiß man so sehr vieles, daß ich mir vorgenommen habe beynahe nichts davon in diesen Fragmenten aufzuheben, und nur etwa beyläufig so viel von ihnen zu erwehnen, als nöthig ist, um das Betragen des Königs gegen einige von ihnen in das gehörige Licht zu setzen.

Friedrichs wahre Freundschaft für einige Männer von großem Werth, wie der Lord Marshal, und für eine große Menge seiner Generale und Stabsofficiere, ist allgemein bekannt. Von den Deutschen die um den König lebten, waren die meisten Officiere, Pöllnitz und Gotter

ter ausgenommen: denn von seinen Ministern und Hofleuten wählte übrigens Friedrich sich nur eine kleine Anzahl zu Gesellschaftern. Unter den Generalen und Stabsofficieren, die er zu Hause und im Felde sich öfters zu seinem Umgange wählte, waren aber immer auch Fremde, wie zum Exempel der Feldmarschall von Keith, ein Schottländer. Unter diesen Fremden waren auch einige Schweizer: der General von Lentulus, nachheriger Landvogt zu Könitz bey Bern; der General von Warnery, der im siebenjährigen Kriege den ersten Pistolenschuß that als er selbst vierter die sächsische Festung Stolpen überrumpelte; und der liebenswürdige General von Rosteres.

Eine Menge großer Namen theils längst verstorbener und theils noch lebender preußischer Generale und Stabsofficiere, die der König nicht nur wegen ihrer großen Thaten im Kriege äusserst gerne bey sich hatte, sondern vorzüglich auch wegen der Anmuth ihres Umgangs und wegen ihrer geistvollen Gespräche, übergehe ich hier ebenfalls nur darum, weil diese Namen überall berühmt sind. Ueberall kennet man diese heroische Männer, und bringet ihnen so gerne das Opfer, das ihnen wegen ihrer litterarischen und philosophisen Verdienste gebührt, und wegen ihrer mit Lorbeeren umwundenen Stirnen.

Von einigen gelehrten Gesellschaftern des Königs kann ich einiges sagen, welches mit demjenigen was man von ihnen hie und da in Büchern liest, nicht übereinkommt; oder auch zum Theile in Büchern nicht steht.

Man erzählt, der Cardinal von Zinzendorf habe den als Gesellschafter des Königs sehr bekannt gewordenen Abt Bastiani als Abbé zuerst an seinen Hof gezogen; Bastiani habe den Cardinal nach Berlin begleitet, sey dadurch dem Könige bekannt geworden, dieser habe ihn nach Rom geschicket; und die Art wie er diesen Auftrag ausrichtete, habe ihm die Gnade des Königs erworben.

Hiervon ist kein Wort wahr. Bastiani kam in den lezten Lebensjahren Friedrich Wilhelms des Ersten aus Italien in die preußischen Länder. Er lebte in Italien als ein junger Geistlicher, und war schon zum Priester geweiht. Aber so wie auf der Küste von Africa ein Anverwandter den andern an die europäischen Sklavenhändler verkauft, eben so verkaufte den jungen Bastiani einer seiner Anverwandten an preußische Werber. Dieß war in jenen Zeiten, an gar manchem Orte, eine sehr gewöhnliche Comerzspekulation. Bastiani kam in ein Cavallerieregiment. Zu seinem Glücke erkannte sein Chef sehr bald seine wirkliche Gelehr-

sam-

samkeit, und seine Talente; er machte ihn also zu seinem Schreiber. Bald sezte sich auch Bastiani bey jedem, mit dem er umgieng, in Gunst. In kurzer Zeit befreyte man ihn vom Soldatenstande; und er erhielt an einem Orte, der mir nicht genannt ist, eine kleine catholische Präbende. Dem Könige ward Bastiani zuerst durch den Abbé de Prades bekannt, und so ward er auch gleich nach Potsdam gerufen. Er war gründlich gelehrt, sprach mit grosser Vernunft, zeichnete sich bald unter den Gesellschaftern des Philosophen von Sanssouci vorzüglich aus, und erwarb sich auch gar bald, durch sein gutes und bescheidenes Wesen, die ganz vorzügliche Gewogenheit des Königs. Bastiani verdiente dieses Glück, so wie in spätern Zeiten sein Landsmann Lucchesini, besonders auch dadurch: er sagte dem Könige nie von keinem Menschen etwas nachtheiliges; nie erzählte er auch nur eine ganz gleichgültig scheinende Sache bey dem Könige, die einem dritten hätte schaden können; und bey allem was man ihm im Vertrauen sagte, konnte man sich auf seine Verschwiegenheit verlassen.

Hart begegnete ihm also der König gar nicht, wie Herr Büsching sagt; denn der König behandelte ihn, vollends in den lezten Zeiten, mit wahrer Freundschaft.

Beynahe jeden Winter, ward Bastiani, in Friedrichs leztern Lebensjahren, nach Potsdam gerufen. Noch im Jahre 1784. war er, fast die ganzen Monate Februar und März hindurch, mit dem Herrn Minister von der Horst, mit dem Herrn General Grafen von Chazot, und mit dem Herrn Marquis von Lucchesini, seine beständige Gesellschaft. Der König hatte damals das Podagra; und dennoch war er in den täglichen und häufigen Unterredungen mit diesen vier Herren, mitten unter seinen Schmerzen, eben so geistreich und liebenswürdig als in seinen besten Tagen. Bastiani war damals ziemlich taub, und hörte nicht anders, als durch ein Horn das er an sein Ohr hielt; daher dann auch der König, aus Achtung für Bastiani, so sanft und milde auch sonst seine natürliche Ausrede war, sich immer recht laut zu reden befliß.

An den Tagen die Fasttage für Catholiken sind, bestellte der König immer vier bis fünf kleine Schüsseln mit Fastenspeisen für den Abt Bastiani auf seine Tafel. Dieß war zwar nicht nöthig zum Seelenheile des Abts, denn der König und Bastiani waren von gleicher Religion. Aber Friedrich that das, aus einer Art von scherzhafter Höflichkeit, wobey er dann oft hinzusezte; „in einem wohl eingerichteten Staate

„muß

„muß jeder seine Schuldigkeit thun; Fasten „und Beten ist die Schuldigkeit eines Abts.“

So gar äusserst freundlich behandelte der König den guten Bastiani, daß er vollends einmal bey Tafel, in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst und des Herrn von Lucchesini, ihm mit seiner eigenen Hand eine Purganz einrührte. Bastiani hatte am vorigen Tage, vermuthlich aus Nationalliebe, zu viel von der berühmten Polenta gegessen, und diese verdarb ihm jämmerlich den Magen. Nun aß er aber nichts. Dieß bemerkte der König, der gleich nach der Ursache fragte. Lucchesini, ein äusserst mäßiger Mann, erzählte lächelnd die Geschichte des verdorbenen Magens. Der König erwiederte: „mit einer Indigestion muß „man nicht scherzen und nicht säumen, besonders „ders wenn man alt ist! — Ich will etwas „geben, das gleich helfen soll.“ Sogleich befahl Friedrich dem Kammerhusar, daß er Rhabarber hohle. Mit eigner Hand rührte Er dann die Rhabarber in einem Glase ein, und gab sie an Bastiani; der wohl der einzige Mensch in Europa ist, dem eines Königs höchsteigene Hand eine Purganz einrührte.

Völlig hat Herr Büsching die Worte mißverstanden, mit denen sich der König zuweilen bey Tafel an Bastiani wandte. So oft er

über die römische Kirche und ihre Gebräuche an seiner Tafel scherzte, wandte er sich ironisch an Bastiani, als wäre Er da der geschworne Vorfechter der heiligen Kirche! — Erwiederte nun Bastiani, Er sey dieser Vorfechter nicht, und denke über die römische Kirche wie Seine Majestät, so antwortete der König, wieder im Scherze: „das thut nichts, Vous etes mon „plastron, c'est sur vous que je decoche „tout mon venin contre l'Eglise romaine, „c'est à Vous de la defendre!“

Sehr gütig nahm auch Friedrich jeden Scherz von Bastiani auf, und diese grenzten doch oft ziemlich an Sarcasmen. Einst sagte der König in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst, zu Bastiani: wenn Sie im Himmel sind, und Ich auch da ankomme und Petrus mich als einen Ketzer zurückweiset, wollten Sie, mein lieber Abt, mir dann nicht aus Freundschaft unter ihrem Mantel herein helfen? — „Herzlich gerne, erwiederte Bastia„ni dem König, wenn man nur nicht dort oben „so scharf auf die Contrebande sieht wie hier zu „Lande.“

Unmöglich konnte Bastiani ausschlagen nach Sanssouci zu kommen, wie Herr Büsching unrichtig erzählet. Der Geist des vollkommensten Hofmanns ruhte auf ihm siebenfach. Der Herr Mini-

Minister von der Horst, der den Abt Bastiani sehr genau kannte und von dem ich alles weiß was ich von Bastiani sage, hat mir versichert: wäre Bastiani auch halbtodt gewesen, so hätte er sich, auf den ersten Wink von dem Könige, doch nach Sanssouci hintragen lassen. Uebrigens war der König gewiß entschlossen, dem Abt Bastiani zu großen geistlichen Würden zu verhelfen. Einmal sagte er im Scherze: „ich „hoffe mit dem Pabst noch eine solche Freund„schaft zu errichten, daß er Bastiani zum Car„dinal machen muß." — Aber auch ohne den Cardinalshut hatte ihn der König, wie Herr Büsching nicht zu glauben scheint, reichlich versorgt: denn er besaß ziemlich einträgliche Präbenden, war zulezt Domprobst in Glogau und in Neisse, und hatte noch andere beträchtliche Beneficien, die nun einem jungen Herrn von Eudemhofen aus Mainz ertheilet sind. Bischof von Breslau wäre er auch gewiß bey Verledigung dieser Stelle geworden; und also kann man wohl glauben, daß Bastiani aus Betrübniß starb, als er hörte, sein guter König sey todt.

Nicht alle gelehrten Gesellschafter des Königs waren so glücklich wie Bastiani, und zuweilen wählte man sie auch sehr unglücklich. Der Graf von Gotter ward auf seiner Reise nach Montpellier, in dem Postschiffe auf der Rohne, mit

mit einem Chevalier de Masson bekannt. Er war Capitain im Regiment Richelieu. Nach seiner Rückkunft erzählte Gotter dem König beym Essen: „er habe auf seiner Reise einen „guten Fund für den König gemacht, einen „Chevalier de Masson der ein schöner Geist sey, „und ein Gelehrter: denn er habe auf dem Post„schiffe im Horaz gelesen, und in seinen Unter„redungen viele griechische Wörter hören las„sen!" — Dieser schöne Geist ward also aus Frankreich nach Potsdam verschrieben, ward Kammerherr, erhielt Besoldung, und kam bald zu den kleinen Abendmahlzeiten des Königs. Vier oder fünfmal aß er da; aber auch mehr nicht: denn schon bey den ersten Unterredungen fand der König, dieser schöne Geist habe keinen Verstand.

Ein dummes Wort verschaffte ihm für immer den Abschied von des Königs Tafel und aus des Königs Gesellschaft. Man sprach von grossen Taktikern. Der König sagte: Er gebe vor allen dem Hannibal den Vorzug; und ich, fiel der Chevalier de Masson ein, schätze ihn gar nicht, denn er war kein ehrlicher Mann! — Der König versezte mit Verwunderung: „wo„her haben Sie hiervon Nachricht, Herr Che„valier?" — Masson erwiederte: Hannibal war kein Christ, und ich glaube von jedem Menschen der kein guter Christ ist, er sey auch kein

ehrli-

ehrlicher Mann! — Ein lautes Gelächter entstand auf dieses Wort an Friedrichs Tafel; und Pöllnitz flüsterte dem Graf Gotter ins Ohr: das ist, Herr Graf, einer von den schönen Geistern und großen Gelehrten, die ein Reisender zuweilen auf Postschiffen antrifft!

Ein dummdreister Einfall war dem Herrn Kammerherr de Masson auch schon einige Tage früher an der Tafel des Königs entgangen. Sein Freund, Herr Formey erzählet diesen Einfall. Aber nun ward er nie wieder zum Könige geruffen. Er lebte jedoch noch funfzehn Jahr in Potsdam, behielt dabey beständig seinen Gehalt, verschloß sich in ein gemiethetes Zimmer, und kam gar nicht zum Vorschein. Sein Bedienter sogar durfte nicht zu ihm kommen, sondern reichte ihm sein Essen und andere Bedürfnisse durch eine Klappe. Masson soll noch in Frankreich leben; und denket also auch noch wohl dort an den Hannibal.

Mit mehr Ehre behauptete der Oberste Carl Gottlieb Guichard, oder Quintus Icilius wie ihn der König nannte, unter den Gefehrten der Abendstunden des Königs seinen Platz, aber auch nicht immer mit Glück. Er war seit 1763. beständig bey allen litterarischen Unterredungen des Königs, und ward lange Zeit hindurch allemal mit dem Marquis d'Argens des Abends

geru-

gerufen. Sehr häufig war er auch bey der Tafel des Königs.

Er hatte die Theologie studirt, und oft gepredigt. Im siebenjährigen Kriege commandirte er ein Freycorps, und nach demselben brauchte ihn der König in Finanzsachen, ob er gleich die Taktik weit besser verstand als die Finanzkunst. Aber er war so klug, daß er niemals unmittelbar in Finanzsachen arbeiten wollte, und immer einen andern Virtuosen vorschob, unter dessen Namen und durch welchen er handelte. Zu Einrichtung einer Bank verschrieb er sich aus Hamburg zuerst den nachherigen geheimen Comerzienrath Wurmb, und nachher den Etatsrath Cossel. Er hauptsächlich brachte den Geheimenrath Calzabigi in die Höhe; und er war über dessen Plane gleichsam Vermittler zwischen dem König und ihm. Calzabigi hatte die Zahlenlotterie eingerichtet, und hatte immer neue Projekte in der Tasche. In die Generaltobackspacht wußte er sich zuerst einzudringen. Sie war einem Franzosen Namens Rübaut gegeben; aber nicht für hundert tausend Thaler wie der Herr Graf von Mirabeau sagt, sondern für eilfmal hundert tausend Thaler. Eine Menge anderer Generalpachtungen projektirte Calzabigi, besonders von den Accisen, wozu ein Graf Bolza kommen mußte. Der König nennt diesen Bolza, eben so wie Schimmelmann,

mann, Associrte von Kaiser Franz dem Ersten: er hatte vom Dresdner Hofe den Titel als Geheimerrath, und unter der damaligen Regierung oft den größten Einfluß in die Finanzgeschäfte. Im Oesterreichischen und besonders in Mähren besaß er Güter, die ihm siebenhundert tausend Gulden einbrachten, und in Handlungs- und Finanzsachen besaß er große Kenntnisse. Der Großvater dieses Grafen Bolza hatte sich wegen des jüdischen Glaubens aus Portugall geflüchtet, und seine Familie gehörte dort eben wie die Familie Pinto zum ältesten Adel.

Bolza unterhandelte sehr vieles mit dem Obersten Quintus. Aber von dem Könige wurden jedoch diese Projekte nicht angenommen; und hätte er sie angenommen, so kann man erweisen, daß Kaiser Franz der Erste, mit einigen andern, Accisepächter des Königs in Preussen geworden wäre. Der Kaiser war einer von den Hauptheilhabern bey diesen Vorschlägen; und man weiß, in wie vielfache Unternehmungen dieser Art Franz der Erste in Deutschland und in Italien sich einließ, wo er fast allenthalben grosse Banquiershäuser errichtete, die Ihm alle ihre Namen liehen. Bey allen diesen Dingen war Quintus im Anfange werkthätig; und, wie man mir versichert, äusserte er auch in allen diesen Dingen, nicht sehr selten, etwas von dem Geiste des Anführers einer Freyparthey.

Sehr

Sehr derbe Sarcasmen entgiengen daher dem Könige oft und häufig gegen Quintus: denn er wußte alle seine geheimen Finanzkünste. Aber selten blieb auch Quintus dem König eine Antwort schuldig, und sehr oft waren seine Erwiederungen gar nicht gelinde.

Quintus wollte eine junge und schöne Fräulein von Schlaberndorf heurathen. Aber er war alt, und taugte nicht mehr zu solchen kecken Unternehmungen. Indessen bat er den König um Erlaubniß zu dieser Heurath. Friedrich suchte ihn davon abzubringen. Als aber alle Gründe nichts halfen, ward er ungeduldig, und sagte zu Quintus: er sey von allzuschlechter Herkunft, um sich mit einer Fräulein von Schlaberndorf zu verheurathen: denn sein Vater und Großvater wären doch nichts gewesen als Töpfer! — „Euer Majestät, erwiederte Quintus, „sind so gut ein Töpfer als mein Vater und „Großvater; nur hatten diese eine Fabrike von „Fayence, und Sie haben eine von Porcellan.“

Einst gab Quintus dem Könige bey Tafel auf ein sehr hartes Wort eine sehr sarcastische Antwort. Der König schien empfindlich, schien zu glauben, der Spaaß gehe zu weit: so freymüthig er auch sonst manche an seiner Tafel ihm gegebene kecke Antwort hingenommen hat. Quintus stand von der Tafel auf, und gieng weg.

Der

Der König erwartete ihn bey der Abendgesellschaft. Quintus kam nicht, stellte sich krank und wollte gar nicht wieder kommen. Der König fühlte, daß er ihm zu hart begegnet sey, ließ ihn durch den Marquis d'Argens besänftigen, und machte ihm auch einige Geschenke. Nun klagte aber Quintus doch über seine Gesundheit; und in Potsdam war dies gewöhnlich der Vorläufer zum Ansuchen für den Abschied. Er wollte nach Carlsbad gehen. Der König schenkte ihm tausend Thaler zu dieser Reise. Und so ward Friede zwischen dem Könige und Quintus, der nun die Fräulein von Schlaberndorf heurathete, wieder zu dem Könige kam, und der Gefehrte seiner Abendstunden blieb, bis an seinen Tod.

Einige Vorleser des Königs, zumal Herr von Cat und Herr von Pauw, waren auch seine Gesellschafter. D'Argens war der erste, sodann folgte la Mettrie, dann der Abbé de Prades, dann Herr von Cat, dann Herr von Pauw, dann der Abt dú Val Pyreau. Endlich kam auf sehr kurze Zeit ein Herr le Begue de Villiers; und noch kurz vor seinem Tode hielt sich der König zum Vorlesen einen guten Jüngling aus der französischen Colonie in Berlin. Herr Villeaume, dem der König die Handschrift seiner Oeuvres posthumes hinterließ, und den Er mehr dadurch geehret hat, als sehr

viele vornehme Herren, denen er den Orden des schwarzen Adlers umhieng und die grösten Titel gab, war nicht Vorleser des Königs, sondern sein Copist; und hätte er etwa noch eine Copey von den Werken des Königs, so wäre Er wahrlich auch ein Mann von großer Bedeutung für Variantensammler.

Herr von Cat, ein Schweizer aus der Stadt Morsee am Genfersee, sah den König zuerst in Holland auf einer Treckscheute. Er gefiel dem Monarchen, den er nicht kannte, und den ihm dieser Ort, eine schwarze Perucke, und ein zimmtfarbnes Kleid, unkennbar machen mußten. Drey Monate nachher schrieb der König in Preussen an Herrn von Cat, und verlangte, daß er in die Dienste des Mannes mit der schwarzen Perucke trete. Herr von Cat war eben krank gewesen, und konnte den Vorschlag nicht annehmen. Nach der Schlacht bey Leuthen, im Jahre 1757. schrieb der König wieder an ihn. Herr von Cat kam im Jahre 1758. nach Breslau. Der König sagte ihm, ich nehme sie zu meiner Gesellschaft; er war also nicht eigentlich des Königs Vorleser, sondern der König war vielmehr, wie mir dieß Herr von Cat im Jahre 1771. in Potsdam selbst gesagt hat, sein Vorleser. Friedrich las gern laut, und las vortreflich. Ein und zwanzig Jahre hindurch war Herr von Cat um den König. Er

folgte

folgte ihm durch mannigfaltige Gefahren des siebenjährigen Krieges, und hatte also Gelegenheit den grösten Mann unsers Jahrhunderts mitten in seinen grösten Prüfungen, im höchsten Glücke und im höchsten Unglücke, en dèshabillé zu sehen. Die Art, wie der König dem Herrn von Cat sein Unglück bey Hochkirchen erzählte, ist erhaben. Er vertraute an Herrn von Cat eine große Anzahl seiner litterarischen Handschriften; und oft gab Er ihm den gefährlichen Auftrag, das Fehlerhafte in diesen Handschriften anzumerken. In einem seitdem gedruckten Briefe gestehet der König an Cat seine Neigung zum Selbstmord. Alle gedruckten Briefe des Königs an diesen guten Schweizer, sind voll Liebe. Keine Lage in der Welt, fodert mehr Herrschaft über sich selbst, mehr Verschwiegenheit, mehr Leidenschaftlosigkeit, als der tägliche Umgang mit einem König; nichts gefällt in einer solchen Lage jedem Könige länger, als reine Vernunft, wahre Tugend, die höchste Behutsamkeit und die höchste Treu. So gefiel Herr von Cat: und doch kam Er, nach ein und zwanzig mit Friedrich dem Großen verlebten Jahren, aus unbekannten Ursachen, in Ungnade. Friedrich ließ ihm seinen Gehalt; und Herr von Cat lebt noch anjezt, geehret und glücklich, im Winter in Potsdam, im Sommer auf seinem Landgute. Vor kurzer Zeit beschenkte ihn König Friedrich Wilhelm der Zweite

mit der Anwartschaft auf ein sehr beträchtliches Canonicat, und erlaubte ihm das Ehrenzeichen dieses Stiftes zu tragen.

Als Herr von Cat den König verlassen mußte, ward der berühmte Herr von Pauw, Canonicus zu Xanten, Vorleser des Königs. Schon lange kannte Friedrich diesen gründlich gelehrten, scharfsinnigen und geistvollen Mann aus seinen Schriften. Aber was sonderbar ist, im Jahre 1771. hatte der König sogar eine kleine Streitschrift gegen Pauw geschrieben. Sie ward in Berlin im Jahre 1771. bey Samuel Pitra gedruckt, und heißt: de l'Amérique & des Américains, ou observations curieuses du philosophe LA DOUCEUR, qui a parcouru cet Hémisphere pendant la derniere guerre, en faisant le noble métier de tuer des hommes sans les manger.

Diese Schrift des Königs war eine gutmüthige und lustige Vertheidigung des nicht geistreichen Bibliothekars Pernety in Berlin, gegen Pauw. Pernety war ursprünglich ein Benediktinermönch, und kam auf die Flotte des Herrn von Bougainville, als dieser die Inseln entdeckte, welche die Franzosen Malouines, und die Engländer Falklands Inseln nennen. Er gab eine Beschreibung dieser Inseln heraus. In dieser Beschreibung erzählet Pernety eine Menge

Dinge

Dinge von Amerika und dessen Entdeckung mit der Leichtglaubigkeit eines Mönchs. Pauw schrieb sein schönes Werk Considerations sur les Americans, und behandelte darinn den guten Benediktiner etwas scharf. Pernety wollte sich vertheidigen, und schrieb ein dickes Buch gegen Pauw; aber Pauw antwortete ihm unüberwindlich. Indessen ward Pernety, auf eine gar sonderbare Art, königlicher Bibliothekar in Berlin; und durch Vermittelung des Königs machte ihn der Pabst zum Abt von Bürgel im Lande der Unglaubigen, nicht weit von Jena. Nun wollte der König nicht gerne, daß man seinen ersten Bibliothekar, den er doch als einen großen Gelehrten nach Berlin hatte rufen lassen, verächtlich mache. Also suchte der gutmüthige Monarch dem armen Pernety durch die oben angeführte Schrift wieder auf die Beine zu helfen: so wie vormals seinem Präsidenten Maupertuis gegen den Spott des Voltaire; und so endigte sich dann der Streit zwischen Pauw und Pernety.

Als nun Pauw Vorleser des Königs ward, graute ihm doch wahrscheinlich nicht deswegen vor diesem Dienste, weil der König gegen ihn geschrieben hatte, sondern deswegen, weil er gewohnt war, frey und unabhängig und ganz in litterarischer Musse in Xanten zu leben. Schon bey seiner Ankunft in Potsdam, sagte er einem

preußischen Minister, der mir dieß erzählet hat: nimmer werde ich es aushalten, täglich zu einer gesetzten Stunde zum Könige zu gehen, um da zu lesen! — Man begreift solche Gefühle. Aber man begreift nicht, warum Herr Büsching zur Ursache dieses gerechten Mißmuths angiebt, daß Pauw sich nicht habe entschliessen können, dem König zu schmeicheln. Friedrich dem Grossen hatte man gar nicht nöthig zu schmeicheln. Pauw sagte ehrlich und offenherzig dem Könige, was mancher anderer an seiner Stelle wohl auch gefühlet aber nicht gesagt hätte: aller Zwang sey ihm unerträglich! — Der König nahm dieß sehr gut auf; Pauw schied sich freundschaftlich von ihm, und wanderte froh und glücklich zurück nach Xanten.

Nach der Entfernung des Herrn von Pauw, veränderte sich die Scene auf eine sonderbare Art, durch die Ankunft des Abbé dů Val Pyreau. Er war aus einer adelichen und angesehenen Familie im Bißthum Lüttich, hatte verschiedene unbedeutende Dinge geschrieben, und sich deswegen mit der römischen Kirche entzweyt, die ihn für einen Ketzer erklärte, und ihn aus seinem Vaterlande vertrieb. Er hatte nun keinen Unterhalt, und ward Corrector bey einem Buchdrucker im Frankfurt am Mayn. D'Alembert empfahl dem König diesen Ketzer, und der König machte ihn zu seinem Lecteůr.

Dů

Dü Val Pyreau hatte viel einnehmendes und war nicht unwissend. Aber durch seinen ausschweifenden Hochmuth machte er sich in Potsdam alle Menschen zu Feinden. Da ihn nun der König anfänglich gerne sah, und sich gerne mit ihm unterhielt, entstand beynahe eine allgemeine Verschwörung wider ihn in Potsdam. Er suchte nicht etwa nur Vicarius apostolicus in Westphalen zu werden, sein Hauptehrgeiz gieng auf ein Bißthum; und der König war wirklich entschlossen, ihn zum Bischof zu machen. Er schickte ihn deswegen an den Pabst. Aber dü Val Pyreau benahm sich wieder mit dem Pabste so übel, daß er dadurch dem Könige äusserst mißfiel. Dieses Mißfallen vermehrte er dann, nach seiner Rückkunft in Potsdam, noch bey dem Könige dadurch, daß er sich selbst zum Bischofe machen wollte, seitdem ihn der König dazu nicht mehr tauglich fand. Er überwältigte die catholischen Geistlichen in Potsdam so sehr durch sein Ansehen, daß sie ihn mußten Messe lesen lassen, ob ihm gleich nach den Gesetzen der catholischen Kirche dieß nicht mehr zukam: denn sein Priesterbrief war ihm abgenommen, und jede Priesterfunktion war ihm von seiner Kirche verboten. Er aber las nicht nur Messe in Potsdam, sondern ließ sich den Ornat vor dem Altare umhängen, und ließ sich bey der Messe durch zwey geweihte Priester

 bedie-

bedienen; und nach den Gebräuchen der catholischen Kirche, darf dieß alles nur ein Bischof.

Brühwarm überbrachte man dem Könige dieß, und andere kleine Thorheiten des ehrgeizigen Mannes. Dü Val Pyreau ward also wegen seines üblen Betragens nicht mehr zum Könige gerufen. Der König hatte ihm einen Gehalt von zweytausend Thaler auf einige große schlesische Präbenden, oder Commanderien gegeben, und diesen Gehalt ließ er ihm. Das ihm so gefährlich gewordene Potsdam, floh auch deswegen dieser Erbischof nicht, denn er war noch da, als der König starb.

Die einzigen Gesellschafter des Königs in seinen sechs lezten Lebensjahren, waren nun, mit Ausnahme der Herren, die ich am Ende noch nennen werde: der Abt Bastiani, der von seinem Gute Haldem in Westphalen oft von dem Könige abgerufene Staatsminister Freyherr von der Horst, der Bischof von Ermeland, der Graf von Chazot, Commandant der Stadt Lübeck, zuweilen auch der Prinz von Hohenlohe Ingelfingen; und täglich, der Kammerherr Marquis von Lucchesini.

Nie war der König mehr unterhaltend, nie liebte er auch mehr, daß man ihn unterhalte, als wenn er das Podagra hatte. So brachte der

der Herr Minister von der Horst mit dem Bischof von Ermeland, viele Wochen in Potsdam bey dem Könige zu. Noch zulezt in den Jahren 1784. und 1785. waren der Herr Minister von der Horst, der Graf von Chazot und der Abt Bastiani, beynahe zwey Monate hindurch, die beständigen Gesellschafter des Königs. Gewöhnlich ließ der König diese Herren vor eilf Uhr des Vormittages rufen. Dann blieben sie zur Mittagsmahlzeit, die oft über drey Stunden dauerte. Am Abend gegen sechs oder sieben Uhr wurden diese Herren wieder zur Conversation des Königs eingeladen, und sie blieben bey dem Könige bis nach dem Abendessen, bey dem er, wenn er das Podagra nicht hatte, immer gegenwärtig war, ob er gleich nichts aß. Hatte aber der König das Podagra, so sezten sich diese Herren von eilf Uhr des Vormittages bis zur Tafelzeit vor sein Bett; aber dann wurden sie den Nachmittag viel früher wieder zum Könige gerufen, und mehrentheils schon um fünf Uhr. Konnte der König das Bett verlassen, so gieng er dann mit diesen Herren an die für sie zugerichtete Abendtafel, nicht zum Essen, sondern zum Sprechen. Nicht immer des Vormittages, aber immer des Mittags, und des Abends war Herr von Lucchesini von dieser Gesellschaft des Königs.

Der Bischof von Ermeland ist ein Pohle; aus der bekannten Familie Grabowsky. Er lebte in seiner Jugend lange in Frankreich. Sein Umgang war äusserst angenehm, und er zeigte sich immer als ein Mann von großer Weltkenntniß. Der König ließ ihn deswegen oft nach Potsdam und Sanssouci kommen. Ueber mancherley Dinge, auch über Dinge seines Berufes, mußte dieser Bischof manchen Scherz von dem Könige anhören. Einst sagte er ihm über Tafel: „Ich weiß gar wohl, wie alle übrigen „Apostel zu ihrem Amte gelanget sind, aber „begreifen kann ich doch nicht, wie der Apo„stel Paulus dazu kam: da er doch unsern Herrn „Christus nicht gesehen, und nie ein Wort „mit ihm geredet hat?" — Der Bischof erwiederte: Sire, dieß geschah, als der heilige Paulus auf seinem Wege nach Antiochien vom Pferde fiel. — „Was, Herr Bischof, ver„sezte der König, Sie wollen mich bereden, daß „man Apostel wird, wenn man vom Pferde „fällt? — Ich kann ihnen versichern, daß „dieß nicht immer geschieht: denn ich bin zehn„mal vom Pferde gefallen, fiel immer plumps „wie ein Sack; und ward nie Apostel!"

Man wird den König an diesen Worten nicht verkennen. Aber mißkennen würde man ihn, wenn man dem Herrn Grafen von Mirabeau glauben wollte: daß er dem Bischof

von

von Ermeland seine Einkünfte von hundert tausend Reichsthaler auf vier und zwanzig tausend herabgesetzet habe. — Der König hat die Einkünfte des Bischofs von Ermeland nicht vermindert, sondern vermehret, seinen ganzen Zustand nicht verschlimmert, sondern verbessert. Grabowsky war von jeher ein überaus schlechter Haushälter gewesen; darum hatte ihn eine pohlnische Commißion, auf Veranlassung seiner Gläubiger, zu einer Competenz von zwölf tausend pohlnische Gulden, das ist nach deutschem Gelde, auf zweytausend Reichsthaler heruntergesetzet. Aber als Friedrich Westpreussen übernahm, ertheilte er ihm einen jährlichen Gehalt von sechs und zwanzig tausend Reichsthaler, unterhielt ihm seine Schlösser, gab ihm freye Wohnung, freye Feurung und Jagd, und befahl der preußischen Kammer die Bezahlung aller seiner Schulden zu übernehmen. Nie hat ein Bischof von Ermeland, wie Herr von Mirabeau glaubt, hundert tausend Reichsthaler Einkünfte gehabt, sondern nur fünf und zwanzig tausend. Aber bey der preußischen Administration stiegen diese Einkünfte weit höher: denn man fand in diesem Bißthum die vollkommenste Priesterwirthschaft. Domainenämter wurden bey der ersten Verpachtung oft siebenmal so hoch wie zuvor ausgebracht, und dabey noch die Dienstleistung den Unterthanen unglaublich erleichtert. Alles was das Bißthum Ermeland

da=

dadurch verlohr, daß der König Westpreussen in Besitz nahm, waren Souverainitätsrechte, die sich die Bischöfe unter der pohlnischen Regierung anmaßten.

Einer der ersten und lezten Gesellschafter des Königs, war der Graf von Chazot, der mit dem Charakter eines französischen General-Lieutenants und zwölf tausend Livres Pension von Frankreich, anjezt als Stadtcommandant in Lübeck lebt. Chazot ward als Dragoner Hauptmann in französischen Diensten, zuerst mit dem Könige bekannt, als er mit seinem Vater dem Feldzuge am Rhein beywohnte. Er gefiel dem Kronprinzen so wohl, daß er ihn gleich nach vollendetem Kriege seinen Abzug aus französischen Diensten zu nehmen bewog. Chazot kam nach Rheinsberg, und war einer von Friedrichs liebsten Gesellschaftern. Gleich nach seinem Regierungsantritt gab ihm der König ein Escadron in dem berühmten Dragonerregiment von Bayreuth, von dem anizt der große und geistvolle General von Kalkreuth Oberster ist. Chazot that überall Wunder der Tapferkeit. In der Schlacht bey Friedberg legte er sechs und sechzig österreichische Fahnen, die das einzige Regiment von Bayreuth erobert hatte, dem Könige zu Füssen. Friedrich beschenkte Chazots Mutter, die in der Normandie lebte, mit Gold und Brillanten, und bezeugte ihr durch einen

einen schönen Brief seine Verehrung für ihren Sohn. Aber er benahm sich mit Chazot, wie mit jedem, den er gerne bey sich behalten wollte, nach einerley Grundsätzen: war wechselsweise äusserst gnädig, und dann wieder kalt. Oft mußte Chazot ziemlich lange in seiner Garnison zu Pasewalk sitzen, zuweilen sagte ihm der König auch unangenehme Dinge in Briefen. Der gute Chazot kannte diese Manier des Königs nicht, und konnte sie auch nicht ertragen. Er ergriff also die erste Gelegenheit, eine Stelle zu finden, die einträglicher war, als ein Regiment, das er etwa hoffen konnte, und verließ den Dienst des Königs. Aber Friedrich ward ihm deswegen nicht gram: denn er bat ihn oft, und zum leztenmal gegen das Frühjahr 1784. von Lübeck zu sich nach Potsdam, beschenkte ihn jedesmal, behandelte ihn recht freundschaftlich, und nahm auch seine Söhne in seine Dienste. Chazot muß älter seyn als der König; er zeigte sich immer als ein Mann von Verstand, von der edelsten Ehrliebe, und von den grösten militairischen Talenten und Kenntnissen. Im Umgange war er sehr angenehm, und mit der grösten Aufrichtigkeit sagte er dem Könige, wie dem geringsten Höfling die Wahrheit keck ins Gesicht.

Der Marquis von Lucchesini genoß sechs Jahre hindurch, bis zu Friedrichs Tode, seinen Umgang; er war sein beständiger Tischgenosse, und

und der beständige Gefehrte seiner Abendstunden. Schärfere und billigere Blicke warf wohl kein Philosoph und kein Gelehrter in den Kopf und in das Herz Friedrichs des Großen, als dieser geistvolle, tiefgelehrte und liebenswürdige Italiener. Nicht nur hat ihn der König gar nicht selten bey auswärtigen Staatsangelegenheiten, bey allen seinen Correspondenzen mit dem Pabst, und zu vielen geheimen Dingen gebraucht. Er that noch viel mehr; denn ein rühmlichst bekannter und allgemein verehrter und geliebter Fürst hat mir gesagt: Friedrich habe nicht nur den Herrn von Lucchesini über alle auswärtigen und innern Angelegenheiten des preußischen Staates unterrichtet, sondern er habe ihm sogar alle seine Geheimnisse anvertraut.

Das leztere weiß wohl niemand ganz genau, denn eigentlich vertraute wohl Friedrich keinem Menschen seine eigentlichen Geheimnisse; aber gewiß der litterarische Freund des Königs war Lucchesini. Neue Bücher las Friedrich nicht mehr gerne, und deutsche Bücher hat er nie gelesen. Lucchesini las alles, auch sogar deutsche Bücher, denn in der deutschen Litteratur ist er so gut bewandert, als irgend ein Deutscher; und so erzählte er dann dem Könige auch litterarische Neuigkeiten aus Deutschland. Seine liebsten Gedanken und Empfindungen ergoß Friedrich im Umgange mit Lucchesini. Er war der

Ver-

Vertraute aller seiner alten und neuen litterarischen Arbeiten, er gab ihm alle seine Manuscripte zu lesen, und unterhielt sich über alle mit ihm.

Niemand wäre also allerdings fähiger gewesen, die Werke des Königs herauszugeben, als Herr von Lucchesini, wenn man verlanget hätte, daß sie jemand mit Anmerkungen und Auslegungen aus dem Munde des Königs begleite. Niemand kennet besser als er, die litterarische Geschichte der Werke Friedrichs. Anmerkungen von ihm hätten auf manchen weniger frappanten Aufsatz, auf manches nicht sehr auffallendes Gedicht einen höhern Werth geleget, denn sie hätten uns mit der Veranlassung dieser Stücke bekannt gemacht, und mit dem Augenblicke, in dem so manches entstand. Aber diese Auslegungen und Commentarien wird man schreiben, wenn die Menschen nicht mehr leben, die einzig und alleine diese Commentarien schreiben könnten. Ein Landsmann und Freund des Herrn von Lucchesini, der Herr Abt Denina, war auf Befehl des Herrn Ministers von Herzberg, blos der Herausgeber der nachgelässenen Werke des Königs, unmittelbar vor dem Drucke.

Mehr als jemals gebe ich jezt dem Wunsche Raum, daß doch Herr von Lucchesini Friedrichs Leben möchte beschrieben haben, und nicht

der französische Sprachmeister Herr de Lavaux! Die späteste Nachwelt hätte dem Herrn von Lucchesini dafür gedanket, und hätte ihn dafür mit unsterblichem Ruhme gelohnt. Aber Herr von Lucchesini scheint jetzt als preußischer Gesandter in Warschau, mehr den politischen Ruhm zu lieben: ob man gleich denselben nie anders, als auf rauhen und dornichten Wegen findet, und ob er gleich eben so leicht entwischet, als man ihn ergreift. Gewiß weiß Er aber auch besser, als man solche Dinge in der gelehrten Welt wissen kann, wie höchst schwierig, mißlich und gefährlich es ist, irgend etwas über die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. So lange die Personen noch leben, deren Eigenliebe irgend einen großen oder haarkleinen Antheil an dieser Geschichte zu haben sich einbildet, kann jeder Historiker versichert seyn, daß nicht etwa nur der große Akteur, sondern selbst der kleinste Lichtputzer auf der Scene, ihn vergiften möchte, wenn er nicht sagt, daß alles, was Großes geschah, durch ihn geschah! — Ueberhaupt mag auch jedem in die Politik der Zeit Eingeweihten entweder die Lust zum schreiben bisweilen ganz vergehen, oder ihm ahndet, daß man so wenig alles glauben würde, was er schreibe, als er selbst nöthig hätte, alles so rein, wie er es weiß, zu sagen.

Unter den Gefehrten von Friedrichs lezten Tagen sah man, kurz vor seinem Tode ausser dem Herrn Marquis von Lucchesini, den Herrn General Grafen von Görz, den Herrn General und Oberstallmeister Grafen von Schwerin, und den Herrn Staatsminister Grafen von Herzberg.

Der Herr General von Görz, Bruder des vormaligen preußischen Gesandten in Petersburg, war erst in dänischen Diensten, und seit 1772. immer um Friedrich. Er war mehr als nur guter Gesellschafter und General; der König brauchte ihn oft zu auswärtigen geheimen Mißionen von großer Wichtigkeit. Die ganze Kunst des Hoflebens und des feinen Umgangs hatte der Herr General von Görz in seiner Gewalt.

Der neulich verstorbene Herr General und Oberstallmeister von Schwerin, hat Friedrich den Großen auf seinem ganzen Heldenlauf begleitet. An manchem großen Tage erwarb sich Schwerin durch hervordringenden Muth und ausharrende Tapferkeit, ein dauerhaftes Andenken in der preußischen Kriegsgeschichte. Unzählichemale hat er mit seinem Regiment eingehauen und den Feind geworfen. Seit allen beendigten Kriegen scherzte nun Schwerin, in ed-

ler Ruhe über dieß und alles mit dem König, und der König über dieß und alles mit Schwerin.

Der Herr Staatsminister Graf von Herzberg hat ganz für Friedrich und ganz mit ihm gelebt, denn er war sein Minister, Rathgeber, Gesellschafter und Freund.

Herzberg war der Minister, an den Friedrich noch zehn Tage vor seinem Tode mündlich sagte: croyez vous que j'ay bésoin de vos yeux pour voir? — Der Minister hatte dem König durch ein Billet zu verstehen gegeben: Er, der König, habe auf einen wichtigen Artikel ihrer Depeschen nicht geantwortet. Darauf kam diese schreckliche Frage wegen der Augen. Aber gleich den andern Tag ließ Friedrich den Herrn von Herzberg kommen, und sagte ihm: Vous avés eu raison; vous n'avez qu'à ecrire ce que Vous ovez proposé, & à envoyer même un courier pour cet effet. — Dieß geschah.

Vierzig Jahre hat Herr von Herzberg mit Friedrich dem Großen gelebt, und seit dem Hubertsburger Frieden in einer Art von Freundschaft und Vertraulichkeit. Geschenket hat Friedrich dem Herrn von Herzberg nichts, als nur vierzehn Tage vor seinem Tode, ein Tischgeräthe von Porcellan. Aber zwey Tage nach dem zu

Huberts-

Hubertsburg geschlossenen Frieden, kam er zu Ihm, und sagte: „Sie machten den Frieden, „wie ich den Krieg: einer gegen viele!“ — Friedrich wußte, daß einem Herzberg dieß genügt.

Nach solchen Zügen habe ich nicht nöthig mehr zu sagen. Was ich schreibe, sind Fragmente; und Herzbergs Name gehöret nicht nur etwa in Friedrichs Geschichte, sondern in die gegenwärtige große Geschichte von Europa.

Dieß ist das Wenige, was ich von Friedrichs Umgange und von seinen Gesellschaftern sagen wollte. Einige allgemeine Anmerkungen bleiben mir noch übrig. Der Herr Graf von Mirabeau sagt in seiner Schrift gegen den vortreflichen Grafen von Guibert: „Friedrich liebte „den Voltaire nicht mehr, als die übrigen Ge„lehrten, die er um sich hatte; er liebte den Vol„taire vielleicht weniger; und es wäre nicht „schwer, für denjenigen, der sein Privatleben „beschriebe, zu zeigen: daß Friedrich sich in sei„nem ganzen Leben um Männer von Geist „(gens d'esprit) nur mittelmäßig bekümmert „hat. Er bedurfte überhaupt mehr, daß man „Ihn höre, als daß man selbst spreche.“

Wie viel oder wie wenig Voltaire von Friedrich geliebet ward, ist, wie mir deucht, ein

sehr auflösliches Problem. Anfänglich kannte ihn Friedrich blos aus seinen Werken und aus seinen Briefen. Er kannte also so lange nur Voltaire, den Schriftsteller, und nicht Voltaire den Mensch. Sobald er den eigentlichen, leibhaften und natürlichen Voltaire sah, bey sich hatte und mit ihm lebte, fand er sogleich die Henriade und ihren Verfasser, zwey völlig verschiedene Wesen. Seine Neigung für die Henriade blieb, die Neigung für Voltaire verschwand. Nie hörte Friedrich auf, die Werke des Voltaire zu loben; aber ihrem Verfasser sagte er oft beissende Wahrheiten. Nie bat er ihn auch wieder zu sich, nach den Scenen mit Maupertuis, ob er ihm gleich einen Zufluchtsort in seinen Ländern anbot, da er desselben zu bedürfen schien. Hatte aber auch Friedrich in keiner Zeit für Voltaire eine wahre Liebe, so hatte er doch dieselbe gewiß für Algarotti, für d'Argens, für Bastiani, für Lucchesini und viele andere; und es ist nichts als die bloße Explosion eines Wizzes, den etwa der Herr Graf von Mirabeau von kleinen neidischen Berlinern geborgt haben mag, wenn er behauptet, was er gewiß nicht glaubt: Friedrich habe nur stumme Zuhörer bey sich gehabt, nur Leute, die nicht fähig waren, ihm zu antworten, oder ein Gespräch mit ihm zu unterhalten.

Selbst

Selbst mitten unter den Scenen zwischen Voltaire und Maupertuis, äusserte Friedrich noch eine Gutmüthigkeit und eine Schonung, die sogar Herr Denina mißkennet, indem er Friedrich den Großen wegen der Verbrennung des Akakia, ganz sanft der Intoleranz beschuldigt. — Aber der Akakia war kein Glaubensartikel; und das Verbrennen einer so sehr boshaften Schrift gegen Maupertuis war, sobald man die Umstände genau weiß, das vollkommenste Gegentheil der Intoleranz.

Voltaire hatte die Handschrift des Akakia schon eine Weile in Potsdam verbreitet. Dieß erfuhr der König, und auf sein Verlangen las ihm Voltaire diese Schrift. Der König sagte zu Voltaire: „Im Grunde mögen sie wohl „Recht haben, angenehm ist auch das Ding „geschrieben; aber bedenken sie wie ehrenrührig „es selbst für mich ist; wenn ich zugebe, daß „man den Präsident meiner Akademie verspotte; also verlange ich ihr Ehrenwort, daß der „Akakia niemals gedruckt werden soll?“ — Voltaire gab mit der grösten Bereitwilligkeit dem Könige sein Ehrenwort; und vier Tage nachher kamen einige tausend gedruckte Exemplare des Akakia nach Potsdam. Gleich ließ der König den Voltaire rufen, und machte ihm über diese Treulosigkeit die bittersten Vorwürfe. Voltaire läugnete, daß er den Akakia habe druk-

ken lassen, und war unverschämt genug zu versichern, daß er der Verfasser dieser Schrift nicht sey! — „Gut, sagte der König, weil „sie also der Verfasser dieser Schrift nicht sind, „so soll sie auch der Henker verbrennen.“ — Dieß geschah, und machte den großen Voltaire beynahe wahnwitzig.

Heisset dieß Intoleranz? — Höchst niederträchtig handelte Voltaire in dieser Sache, und der König sehr gütig. Aber nie vergaß er diese Niederträchtigkeit, und als Voltaire nach dem Tode des Maupertuis noch fortfuhr auf ihn zu schimpfen: so verglich der König, in einem an ihn selbst geschriebenen Briefe, den Voltaire mit den Raben die sich an Leichnamen weiden.

Undurchdringlich war im Ganzen der König, da, wo Er es seyn wollte; ich würde mein Hemd verbrennen, sagte er einst, wenn es wüßte was ich weiß. Darum verrieth er sich über Staatsgeschäfte auch denjenigen nie, denen daran gelegen seyn konnte, in seine Seele zu sehen, und in seinem Herzen zu lesen. Seine Sarcasmen ausgenommen, sagte er über Hauptsachen nichts, als was er durchaus sagen wollte; jedoch sehr oft etwas, wie mir versichert ist, als wenn es ihm entfallen wäre, und dann stellte er sich, als wenn er sich zurückzöge. Schlau war dieß nicht, denn ein großer Charakter ist

nicht schlau. Aber mit der grösten und edelsten Einfalt, und einer ganz unschuldig scheinenden Miene, sagte Friedrich wohl sehr oft beissende Wahrheiten.

12. Was für Jeden wissenswürdige Wahrheit sey.

Was ist wissenswürdige Wahrheit? überhaupt für jeden? und dann insonderheit für mich? — Wenig Fragen, um deren Entscheidung man sich bekümmern sollte, sind dieser an Wichtigkeit gleich. Wer sie sich selbst nicht beantworten könnte, sollte sich wenigstens nach Leuten umsehen, die Einsicht und Wohlwollen genug hätten, sie für ihn zu beantworten. Ob man nichts, oder etwas; ob man dieß, oder das; ob man es auf diese, oder jene Art weiß: wem das gleichgültig ist, der geselle sich nur immer zu den Thieren des Feldes, der mäste sich mit dem Klee der Wiese, der entwöhne sich von dem gesegneten Anblick des Himmels! — Alles darf keiner wissen. Das ernstlich wollen, wäre kindischer Unsinn. Es kömmt für mich und dich nur auf mehr und weniger, auf Ver-

schiedenheit des Stoffs und der Behandlung an. Vieles bin ich berechtigt ganz nicht zu kennen, vieles nur dunkel; dieß und jenes darf ich kennen, aber nicht Wissen. Nicht eine jede Wahrheit ist Bedürfniß auch für Mich. Manche würde die Mühe nicht bezahlen, die ich auf ihre Untersuchung wenden wollte, würde wichtigerer Wahrheit den Platz nehmen. Manche verdiente sonst wohl in einem helleren Lichte von mir gesehen zu werden; jezt kann ich sie mir geflissentlich verdunkeln, ich kann mich ganz nicht mehr um sie bekümmern, ich darf sie weder kennen noch wissen. Aber es giebt auch Wahrheit von höherem Range, für ganze Klassen von Menschen, für Länder und Völker, für alle, Menschen nicht allein; für alle verständige Wesen überhaupt, Wahrheit die, wo nicht unter Menschen Gewußt, allgemein doch Geglaubt werden sollte. —

Wo bist du, Tochter des Himmels! der ich so sehnlich nachgehe, daß ich dich finde, dich in deiner unerschaffnen Schönheit erblicke; daß ich mich dir ganz weihe, daß ich einen und den andern meiner gelehrigen Mitmenschen zu dir versammle! —

Meine größere Vollkommenheit, mein fortwachsendes unendliches Wohl, ist der lezte Zweck meines Seyns, nächst dem Begriffe, den ich von der Gottheit habe, der erhabenste Begriff

griff meines Verstandes, der edelste Wunsch meines Herzens. Wahrheit, die in die Glückseligkeit aller zunächst wirkt, verdient von mir und einem jeden nach bestem Vermögen gekannt, gewußt zu werden. Laßt uns nach diesem Golde graben! — Was sich, neben dem Allgemeinen, auf meine eigenthümliche Vervollkommnung bezieht, was ich mit wenigen, mit keinem vielleicht gemein habe, das ist insonderheit Wahrheit für mich. Das Besondere wird sich nach dem Allgemeinen bestimmen. Wer sich nur seine Vernunft leiten läßt, wem nur der Geist der Anwendung beywohnet, der wird dann schon mit Gewißheit entscheiden können: Das ist für alle; wird dann schon mit lebendiger Zueignung bestimmen können: Das ist für mich.

Erst sorgt man für sich, erst denkt man sich selbst, ehe man sich über fremde Gegenstände ausbreitet. Dieß ist der Gang der Natur. — Der Mensch, wenn er gleich mit noch so vielen Vorzügen begabt seyn sollte, ist doch immer von seiner höchstmöglichen Vollkommenheit, von dem Ziele seiner Wünsche unendlich entfernt. Alles in ihm hat seine Schranken. Sein Denken und Thun. Wie gering ist die Anzahl der Gegenstände, die er mit seinen Gedanken umfassen, wie noch viel geringer, die er mit seinem Verstande begreiffen kann! Wie wenig kennt er das Gute, wie viel weniger in den mei-

sten Fällen das Bessere! Laß ihn noch so bedächtlich wählen; eine traurige Erfahrung wird ihn bald überführen, daß er noch bedächtlicher gesollt hätte. Und hätt' er das Beste beschlossen; seine ganze Wirksamkeit wird es oft nicht hervorzubringen vermögen. Die mehresten Dinge sind für ihn Lasten, die er wegzuheben zu schwach ist. Allenthalben stellen sich ihm Hindernisse in den Weg. Kein Theil, nicht der edelste seiner Zusammensetzung, der nicht von tausend Gegenständen ausser ihm abhängig wäre, der nicht merkliche Veränderungen von vielen erleiden müßte. Der Mensch ist ein zufälliges, in sich selbst veränderliches Wesen, von gemessener Dauer und Kraft. Das sind Wahrheiten, die einem jeden Verstande blos liegen, wichtig genug, allgemein und mit Anwendung erwogen zu werden.

Tröstend und beruhigend ist dann der Blick, den wir von uns zum Himmel erheben. Die ganze abhängige Natur, alle Reihen von Wesen, die wir kennen und nicht kennen, Welten und ihre Bewohner — sind so viel Ketten, die ein einziger lezter Ring hält. Unsre letzte, größte Abhängigkeit — ist das unabhängige Wesen selbst. Das Veränderliche fließt aus der Unveränderlichkeit selbst aus, aus dem Nothwendigen das Zufällige, das Endliche aus dem Ewigen, alles Vermögen aus einer unerschöpflichen

lichen Grundkraft. — Vater des Lebens! von Dir bin ich, Du hast mich so künstlich gebildet, Du hast diesen Staub so herrlich verbunden, Dein Odem ist mein Leben. Deine unbeschreibliche Größe und Macht zu erkennen, Deine Weisheit in stiller Anbetung zu bewundern, Deine Liebe in dankbaren Entzückungen zu verehren — darf ich mich nur betrachten. Der Gedanke, mit dem ich mich selbst denke, ist mir ein größeres Wunder, als der, mit dem ich die rollenden Sphären des Himmels umfasse. Jede Bewegung meinnt festen und flüßigen Theile, ist unter der Regel enthalten, die Ströme durch Ebenen leitet, die Sonnen und Erden dahinreißt. — Aber über Sonnen und Erden bin ich noch erhaben: mein Wollen bewegt mich. Ich bin dem Unendlichen näher, sein größeres Werk, ihm ähnlicher nachgebildet; dafür auch seiner Sorge würdiger, seines Wohlwollens empfänglicher. — Gott sorget für mich. Er hat mich auf den Weg der Glückseligkeit geleitet. Meine Schritte wanken, mein Muth sinkt; von Ihm kann ich Stärke erwarten. Alle Haare meines Hauptes sind Ihm gezählet, alle Seufzer meiner Brust vernimmt Er, Er sieht meine Thränen. —

Daß ich nicht überall irren möchte, dazu hat er ein Licht in mir entzündet. Sein ist die Schuld nicht, wenn ich es nicht erhalte; wenn ich

ich es selbst mit Wolken bedecke. — Meine Vernunft ist allerdings ein Beförderungsmittel meiner Glückseligkeit. Aber zu allen Zeiten? unter allen Umständen? das Einzige? das beste, zu höheren Graden? — Nein! das nicht. In den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens, hat sie, zu den Weisesten selbst, nicht laut genug für das Beste des Menschen gesprochen. Bey einer von Mund zu Mund allein fortgeleiteten höheren Offenbarung selbst, sind die armen Sterblichen zuletzt irre gegangen. Ein besserer Unterricht; von längerer Dauer und weiterer Ausbreitung, war von einem höchstgütigen Wesen mit Recht zu erwarten. So manche wissenswürdige Wahrheit, von allgemeiner Nutzbarkeit, von eigentlich beseligender Kraft, lag über den engen Gesichtskreis der Vernunft hinaus; oder konnte von den würdigsten Menschen, mit aller Anstrenung, nur in einem Nebel schwimmend gesehen werden. Es war der Gottheit anständig, diese Nebel zu zerstreuen und dem männlichen Alter der Menschheit ein Licht aufzustellen, dessen heilsame Strahlen von einem jeden sehenden Auge gefaßt werden konnten. — Wir haben ein festes prophetisches Wort zu uns allen gesprochen; eine göttliche und doch einfältige, allgemein verständliche, herzlenkende Wahrheit. Unerfindlich dem nachsinnenden Geiste, und ihm dennoch ohne Anstrengung begreiflich, so begreiflich, seinen Erwartungen

so gemäß, daß er versucht wird zu glauben: Er könne sie aus sich selbst wohl erfunden, er könne sie aus dem Grunde seiner eignen Seele geschöpft haben. —

Gott, ein Vater seiner verirrten Geschöpfe, sendet seinen Sohn an die Menschen. Der erhöht jede schüchterne Vermuthung von dem Unerschaffnen zur Gewißheit. Ein Einiger ist Gott. In ihm und durch ihn ist alles. Er will sich aller erbarmen. Sein erstes Gebot ist Liebe. Du sollst Gott, deinen Herrn lieben von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften! Liebe deinen Bruder, wie dich! Seyd vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist: Was ihr nicht wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch nicht! Ersticket nicht; beherrscht eure Leidenschaften! Verleugnet euch selbst! Nehmt Unterricht an! Wer Ohren hat zu hören, der höre! Dünkt euch die Arbeit schwer, der Weg lang; haltet aus! Auf Arbeit folgt Ruhe. Gott will euch belohnen. Er thut es hier schon; aber das ist Schatten. Zeit und Ewigkeit hängen zusammen. Ihr sollt das Wesen empfangen. Leib und Seele sollen zu einer unendlich fortwachsenden Glückseligkeit erhalten werden. — Sehet da die Lehre Jesu, in einem blassen Schattenrisse! Er handelte, wie er sprach. Kein menschliches Herz hat je die Leiden andrer tiefer

tiefer gefühlt. Kein Verstand war erfindsamer zur Hülfe, keine Hand williger. Wohlthun war sein ganzes Leben. Unschuldigere Sitten hatte die Welt nicht gesehen von ihrer Jugend an. Welche einleuchtende Wahrheit in der Lehre, welche Uebereinstimmung im Betragen! Welche, mit göttlicher Weisheit ersonnene Anlage, nicht die Vernunft zu fesseln; sie in Freyheit zu setzen, ihre verlohrnen Rechte wieder herzustellen! Das lehren und thun; dann freywillig, für die Ausbreitung einer allgemeinen Glückseligkeit, sich aller seiner Hoheit entschlagen, in der Blüthe des Lebens sterben, eine selige Unsterblichkeit mit seinem Auferstehen beweisen. — Himmel und Erde müssen Die That verehren und Den, der sie vollenden konnte. — Und in dem allen ist nichts, das ein gesunder Menschenverstand nicht begreifen, ein wohlgeartetes Herz nicht annehmungswürdig finden könnte! Die weisesten unter den Menschen werden sich darüber verstehen. Das ist wesentliche Religion, werth von allen gewußt, oder auch nur vernünftig geglaubt zu werden. — Ich habe bey weitem nicht alles gesagt. Forschet in der Schrift! Gottes Offenbahrungen können keine Räthsel seyn, keine Gegenstände der Klügeley und des thörichten Eifers. Andre mögen die vermeynten Kriege des Herrn führen! Wir wollen uns friedlich über alles, was

unser

unser Heil angeht, vereinbaren. Lasset uns hier eine Summe ziehen! —

Wahrheit, die in die Glückseligkeit aller, keinen entweder, oder einen nur entfernten Einfluß hat, kann immer Wahrheit von Gehalt und Folgen seyn; aber allgemein gekannt und geglaubt zu werden, darauf kann sie keinen Anspruch machen.

Wenn nun vollends eine vorgebliche Wahrheit mit dem gesunden Menschenverstande in Widerspruch steht, wenn sie einer allgemeinen Glückseligkeit entgegengesetzte Folgen hervorbringt; so mag sie dann immer noch wohl, aber für das nur, was sie eigentlich ist, für Trug und Lüge, erkannt zu werden verdienen. —

Eingestanden: Die Religion Jesu sey von göttlicher Treflichkeit, verdiene allgemein erkannt, geglaubt und in ihren sittlichen Grundsätzen befolgt zu werden: was soll man gleichwohl denken, wenn man bey weitem den größten Theil des Menschengeschlechts, seit einer solchen Reihe von Jahrhunderten, in einer Art von Unmöglichkeit sieht, mit ihr bekannt zu werden, wenn man noch immer über die größern Welttheile eine undurchdringliche Nacht der Unwissenheit und des unsittlichsten Aberglaubens verbreitet sieht, wenn unter den Christen

sten selbst noch unseliger Irrthum für wesentliche Wahrheit gehalten wird, wenn sich die Gottheit auch da nur einem kleinen Haufen erleuchteter Seelen bekannt gemacht zu haben scheinet? Was soll man bey so bewandten Umständen, von dem Allgütigen denken? Konnte sein Verstand keine schicklichen Mittel zu unsrer Vervollkommung ersinnen, oder wenn er es konnte; war er sie zu bewirken zu ungeneigt, zu ohnmächtig? — Ich will annehmen, diese Fragen haben ihren Grund in einer wohlgeordneten Untersuchungsbegierde, zwecklose Grübeley habe daran so wenig Theil genommen, als schwärmerische Sucht, alles was Menschen wichtig seyn kann, eben darum am meisten zu bezweifeln. Das angenommen, will ich den Knoten nicht sowohl zu zerschneiden, als vielmehr mit geduldigem Nachsinnen seiner Auflösung näher zu bringen bemüht seyn. — Darf der Thon zu seinem Töpfer sagen: Was machst du? — Wenn es der Gottheit gefiel, einen jeden seinen Weg zu leiten; was geht es dich an? — Diese Sprache, mit der man so, oft aus Trägheit oder Dummheit, in beiden Fällen zur Ungebühr, den Fragenden schreckt, sey hier, wenigstens die meinige nicht. —

Die Lehre Jesu, die es wirklich ist, hat vielleicht unter allen, noch so weit von einander abgehenden, christlichen Partheyen ihre Anhänger.

ger. Sie ist gewiß allgemeiner, als man glauben sollte, verbreitet. Nicht in ihrer ganzen Reinigkeit; oder in allen Köpfen müßte gleicher Verstand herrschen, aller Herzen müßten zu gleicher Rechtschaffenheit gewöhnt seyn. Aber gewiß in einigen wesentlichen Folgen. So ein Unterricht, wie sehr er immer verstellt seyn, welchem verderbten Verstande, in welchem Winkel der Erde, er bekannt geworden seyn mag, kann nicht durchgängig unfruchtbar seyn, muß doch zu einigen guten Handlungen mitwirken. Ich möchte fast von jedem einzelnen Christen, in der weitesten Bedeutung des Namens behaupten, daß er einige seiner bessern Kenntnisse und gewiß auch einige seiner bessern Handlungen, die Zahl unbestimmt, seinem Christenthume zu verdanken habe. Und Sie, meine Herren! Naturalisten, Deisten, oder wie sie sich sonst nennen mögen; wenn sie eine überdachte Kenntniß ihres Lehrbegriffs, wenn sie etwas einer Sittenlehre ähnliches haben: getrauen sie sich wohl zu behaupten, daß das alles aus ihren eigenthümlichen Ideen herausgesponnen, oder von irgend einer andern sich selbst gelaßnen Vernunft zusammengewirket sey? Noch kein edeldenkender, sachverständiger Weiser hat den Einfluß der besten Religion in seine Theorie und Praxis verkannt. Der Bürger von Genf selbst nicht, um nicht einen Bakon, einen Leibnitz oder Locke zu nennen. Wie viel Christenthum

ist nicht im Muhammedismus, und in ihm vom Hellespont bis an den Ganges verbreitet! Wenn auch die Juden sich zu aufgeklärten Begriffen erhoben haben; ist das nicht von Uns? Und hat das anders seyn können, da sie mitten unter uns leben und durch so mannigfaltige Verhältnisse mit uns verbunden sind? Wie mancher Saame eines vormaligen bessern Unterrichts mag unter entfernten Nationen Früchte tragen, die nun freylich diesen bessern Unterricht, bis auf den Namen seines göttlichen oder menschlichen Urhebers vergessen haben! —

Inzwischen, die Religion Jesu sey einmal nicht allgemein bekannt; sie ist es doch gewiß allenthalben, wo sie es nach den wohlthätigen Absichten des Allweisesten seyn konnte. Es war eine Zeit, da sie aufloderte, wie eine Flamme, und alles um sich her ergriff. Jahrhunderte vergiengen dem ungeachtet, ehe sie die Gränzen der römischen Macht zu den ihrigen machte. Seitdem ist sie, bis auf unsre Zeiten, über Meer und Land in die entlegensten Winkel des Erdkreises eingedrungen. Ihrer innern Beschaffenheit nach, war es freylich möglich, daß sie einem noch so großen Geschlechte denkender Wesen auf einmal bekannt wurde; allein Menschen und Erdbewohner hätten diese Denker nicht seyn müssen. Unsrer hinfälligen Natur nach, machen wir nach wenigen Jahren schon einem andern Ge-

Geschlechte Raum. Wir hätten alle Zeitgenossen seyn müssen. Aber wie hätte die Gattung dann bestehen, sich dann ins Unendliche vermehren sollen? Bey einem jeden einzelnen Menschen mußte ein neues Wunder geschehen. Wie viel Tugend wäre dann verlohren gegangen! Wie viel Ueberzeugung, die jetzt doch, unter so mannigfaltigen Schwierigkeiten, mit so rühmlicher Selbstverleugnung gesucht ward! Helden hätten dann nicht Güter und Ehre Preis gegeben, hätten dann nicht ihrem süssen Vaterlande den Rücken gekehret, hätten ihr Leben nicht in die Schanze geschlagen. Freylich wären dann auch keine Nerone, keine Gardiner, keine gestiefelten Apostel gewesen, keine Scheiterhaufen und keine Bartholomäusnacht. Und die Summe des Guten auf Erden — hätte das Uebergewicht erhalten? — Wenn das Gute sich nicht mit unsrer Freyheit zugleich vermindern müßte! Treten wir, durch ein Wunder zum Guten ausgebildet, auf die Bühne; so ist das nicht von Uns. Wir sind organische Puppen, mit denen es einem höheren Wesen zu spielen beliebte. Freyheit, der edelste Charakter unsrer Natur, kann nur mit einem allmähligen Fortschreiten bestehen. Erkenntniß will Zeit haben, Ueberzeugung will gewartet seyn. Man muß sich zur Tugend gewöhnen. Und wer will denn die Summe des Guten auf Erden berechnen? Wir, die wir vielleicht noch lange nicht in der Mitte

 stehen,

stehen, die wir nur erst eine kleine Erhebung vom Guten zum Besseren übersehen haben? Können wir wissen und sagen, was künftige Jahrtausende vielleicht mit sich führen, zu welchem Sonnenlichte der Wahrheit, zu welchem Adel des Herzens sie die bessern Sterblichen erheben werden? — Ja! aber die Vorwelt? Jene Millionen, die das Grab verschlang, die jetzt Staub sind, was waren sie schlechter als wir? Was hatten wir vor ihnen voraus, das uns einer höhern Glückseligkeit empfänglicher machte? — Das würden wir fragen können, wenn ihr ganzes Daseyn mit ihrem Staube zergangen und in alle vier Winde verweht wäre. Aber wir wissen und glauben, daß das nicht seyn kann. Jene Schwierigkeit selbst ist eine Probe unsers Glaubens. Eine andre Welt wird die Kenntniße ausbilden, die wir hier gesammlet haben. Wir haben hier, weder ausgelernt, noch ausgehandelt. Neue Auftritte der Wirksamkeit werden dort beginnen. Wir später Berufnen werden dort einen Raum betreten, der uns eine unermeßliche Aussicht in Vergangenheit und Zukunft eröffnen wird. Wir werden da Vergleichungen anstellen, die die Gottheit an uns rechtfertigen und uns über alle gehegten Zweifel beschämen werden. Da werden wir völlig verstehen, warum Gott seinen Sohn sandte, und warum er ihn weder später noch früher sandte.

13. Ueber Friedrichs Gesinnungen für die Jesuiten. Ueber das catholische Bißthum, das er im Clevischen errichten wollte. Ueber die spöttische Hofnung, die Friedrich dem Pabste Clemens dem Dreyzehnten geben ließ, er wolle catholisch werden.

Friedrichs Gesinnungen für die Jesuiten sind in seinen nachgelassenen Werken, zumal in seinen Briefen an d'Alembert deutlich ausgedrucket. Es ist darum unbegreiflich, wie man unbedingt hat behaupten dürfen, Friedrich sey ein erklärter Feind der Jesuiten gewesen.

Er verabscheute an den Jesuiten, was an ihnen verabscheuungswürdig ist. Aber als er seine Geschichte des siebenjährigen Krieges schrieb, erzählte er die Ursachen ihrer Vertreibung aus Portugall, wie man diese Ursachen damals wußte. Seit Pombals Tode hat sich jedoch diese Geschichte ganz anders entwickelt. Noch ganz neulich hörte ich aus dem Munde eines sehr aufgeklärten und geistvollen Mannes, des Herrn Grafen von Susa, der als portugiesischer Gesandter nach Berlin abgieng, das vollkommenste

Gegentheil dessen, was Friedrich über die vorgeblich von den Jesuiten gegen das Leben des Königs in Portugall angezettelte Verschwörung schreibt. Die Jesuiten haben wegen sehr vieler Ursachen verdient aus Portugall vertrieben zu werden, sagte der Herr Graf von Susa. Aber an dieser vorgeblichen Verschwörung gegen das Leben des Königs, waren sie eben so unschuldig, als der Herzog von Aveiros und die übrigen Personen vom ersten Range in Portugall, die wegen dieser falschen Anklage unschuldig den schmählichsten Tod litten. Kein Mensch hat daran gedacht, den König umzubringen. Niemand wußte und konnte wissen, daß der König in der Kutsche saß, auf welche allerdings bey Nacht von Miethlingen des Herzogs von Aveiros einige Schüsse geschahen. Diese Kutsche gehörte einem Kammerdiener des Königs, den der Herzog von Aveiros wollte ermorden lassen. Die Schüsse geschahen eben in der Zeit, da sonst der König gewöhnlich Rath mit seinen Ministern hielt. Aber weil er eben damals einen Roman mit einer Nonne hatte, wählte er diese bekannte Zeit, um sich heimlich in der Kutsche seines Kammerdieners nach diesem Nonnenkloster zu begeben. Sein erster Minister, der Marquis von Pombal hatte gar keine Mühe, den schwachen und furchtsamen König zu bereden, Aveiros habe ihn ermorden wollen; und er bediente sich mit Vergnügen dieser guten Gele-

genheit,

genheit, die vornehmsten Personen von Portugall den Händen des Henkers zu übergeben. Höchst unschuldige Personen vom ersten Adel dieses Königreiches wurden enthauptet und gerädert, weil sie dem Marquis von Pombal mißfielen. An einen Königsmord dachten die Jesuiten eben so wenig, als sie von dem vorgehabten Mord des königlichen Kammerdieners wußten, in dessen Kutsche der König saß. Der Pater Malagrida war ein abergläubischer Tropf, ein Schwärmer, der sein Leben mit alten Weibern zubrachte, denen er allerley närrische Wunder erzählte, die sein fanatischer Kopf gebahr. So sprach der Herr Graf von Susa.

Also war doch allerdings der sonst sehr einfältige Pabst Clemens der Dreyzehnte befugt sich der Jesuiten anzunehmen, in sofern man sie für Mörder des Königs von Portugall hielt. Friedrich der Grosse erzählte diese Geschichte, wie Pombal sie an ganz Europa hatte erzählen lassen; und er beurtheilte sie, wie jeder Mensch sie beurtheilen muß, der nicht weiß, was sonst niemand in der Welt besser, als Friedrich wußte: wie viele allgemein bekannte Dinge nur seit vierzig Jahren in Europa geschahen, wovon die wahren Ursachen das vollkommenste Gegentheil dessen sind, was man in ganz Europa glaubt.

So nachdrücklich sich auch der König an der angeführten Stelle seiner nachgelassenen Werke gegen die portugiesischen Jesuiten erkläret, so duldsam schrieb und sprach er von den Jesuiten überhaupt, bey mancher andern Gelegenheit. Er schätzte sie wegen ihrer Verdienste um die Erziehung, oder eigentlich, wegen der guten Kenntnisse in den schönen Wissenschaften, die sie der Jugend mittheilten. Er sagte zu dem Fürsten von Ligne: „Man muß nichts vernichten; und „warum hat man die Jesuiten vernichtet, diese „Verwahrer der Grazien von Rom und Athen, „diese treflichen Professoren? Ohne Zweifel „wird die Erziehung dadurch verliehren; aber „da meine Brüder, die catholischen, die allerchristlichsten, die allergetreuesten und apostolischen Majestäten, die Jesuiten ausjagten, habe ich, erzkezerischer König, so viele von ihnen auf, als ich nur finden kann; und vielleicht macht man mir noch einst die Cour, um „welche davon zu bekommen."

In jener preiswürdigen Zeit, als man bey Pabst Ganganelli die Aufhebung des Jesuiterordens scharf zu betreiben anfieng, kam, wie ich es von dem Herrn Minister von der Horst ganz umständlich weiß, ein gewesener Oberster in kaiserlichen Diensten, Herr von Dobriluck, zum Könige. Dobriluck war in seiner Jugend Novitze bey den Jesuiten, und blieb, wie das sehr

sehr gewöhnlich war, ohne Annehmung des Habits dem Orden affilirt. Dem Könige that er den Vorschlag: „Er möchte den jezt so be„drängten Jesuiten in seinen Ländern völligen „Schutz verleihen und völlige Sicherheit. Sie „hingegen versprechen, in einem preußischen „Hafen den grösten und vortheilhaftesten Han„del nach China zu errichten, den jemals irgend „eine europäische Nation nach China trieb. Be„kanntlich haben sie am Hofe zu Peking immer „den grösten Einfluß, und den Rang von Man„darinen; und zu den grösten Anlagen und Un„ternehmungen" (wie dieser Emissair am Ende der Unterredung dem Könige ganz sachte zu verstehen gab) „wissen die Jesuiten schon Mittel."

Dem Könige schien dieß glaubhaft, und er genehmigte alle Bedinge. Aber als man die Unterhandlung weiter trieb, erfuhr man: Dobriluck sey an den König nicht von dem Jesuitergeneral Ricci abgefertigt, sondern von dem bekannten und klugen Vorsteher aller deutschen Jesuiten, dem Pater Romberg.

Ricci wollte sich auf diese Vorschläge gar nicht einlassen. Wie ein wahrer Mönch sagte er: „Sein Orden sey in den betrübtesten und „armseligsten Umständen. Unmöglich sey es ihm „beynahe, nur den dürftigen Unterhalt seinen „aus Spanien und Portugall vertriebenen Brü-

„dern zu verschaffen; und also sey er weit ent=
„fernt, auf wichtige Commerzunternehmungen
„nur zu denken.“

Eine ganz kurze Zeit nach dieser dem Könige ertheilten Antwort, setzte man den Jesuitergeneral Ricci gefangen auf die Engelsburg in Rom. Unter dem Schutze der Kaiserin Maria Theresia glaubte sich Ricci völlig sicher vor der gänzlichen Vernichtung des Ordens. Zu einem solchen Zwecke betrug sich jedoch Ricci wirklich dumm; denn man fand unter seinen Papieren die eigenhändigen Beichtzettel der Kaiserin Maria Theresia, die der Pater Hambacher und andere jesuitische Beichtväter der Kaiserin, nach dem schändlichen Gebrauche des Ordens, immer an ihren General nach Rom schickten. Wäre Ricci weniger unvorsichtig gewesen, so hätte er diese Beichtzettel bey guter Zeit verbrannt.

Pabst Ganganelli, den die Kaiserin wegen der von Ihr befürchteten Aufhebung des Jesuiterordens eben hart bedrohet hatte, schickte der Kaiserin diese von ihrer eigenen Hand geschriebenen und mit Verletzung aller Kirchengesetze von ihren Beichtvätern, dem General des Jesuiterordens immer pünktlich mitgetheilten Beichtzettel. Nun legte sich der Zorn der Kaiserin gegen den römischen Stuhl, aber er verwandelte sich in den bittersten Haß gegen die Jesuiten. Sie wur-

wurden vom Hofe weggeschaffet, in der ganzen österreichischen Monarchie ward der Orden aufgehoben. Niemand begriff in Wien die Härte, mit der man bey Aufhebung des sonst so zärtlich geliebten Ordens der Jesuiten verfuhr. Man nahm ihnen alles. Ob die Jesuiten Hosen trugen, weiß ich nicht; aber gewiß ist, man nahm ihnen sogar ihre Hemder, und sie mußten für ihre Wiedererstattung mit Suppliken einkommen.

Friedrichs des Großen Neigung für die Jesuiten entstand, wie ich es von dem Herrn Minister von der Horst weiß, mitten unter den Schrecken und Gefahren des siebenjährigen Krieges, als Schwärmerey und wilde Religionswuth bey dem catholischen Pöbel so mächtig gegen ihn wirkten und stritten. In diesem Kriege, in welchem der dreyfach gekrönte Tropf in Rom, Clemens der Dreyzehnte, nachgerade eben diese Wuth in die geistlichen Fürsten Deutschlands trieb; in welchem auch die Jesuiten in Glatz, durch ihr Einverständniß mit den Oesterreichern, dem Könige in der Folge ihre Treulosigkeit bewiesen: zeichneten sich diese Väter in Breslau durch wahren Edelmuth und preußischen Patriotismus aus. Nach der von dem Herzog von Bevern verlohrnen Schlacht bey Breslau, ward eine sehr große Anzahl von verwundeten Preussen nach Breslau gebracht. Diese Unglücklichen waren gänzlich verlassen. Die Jesuiten baten

bey

bey der österreichischen Generalität um die Erlaubniß, alle preußischen Bleßirten aufzunehmen und zu verpflegen. Sie erhielten diese Erlaubniß, räumten sodann fast ihr ganzes weitläuftiges Kloster, um es mit diesen Bleßirten anzufüllen, für die sie auf das allerbeste sorgten. Vor der Schlacht bey Leuthen geschah dieß. Also in einer Zeit, da niemand glaubte, daß der König wieder Herr von Breslau werden könnte. Niemals vergaß auch Friedrich diese von den Jesuiten in Breslau ihm erzeigte Treu. Oft sagte Er in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst, von dem ich diesen großen Zug aus dem Charakter des Königs weiß: „Mich kümmern die Streitigkeiten der Jesuiten mit der „römischen Kirche und mit so vielen Höfen eben „so wenig, als die Irrthümer in ihrer Glaubenslehre. Als gute Bürger und redlich gesinnte „Einwohner betrugen sich die Jesuiten bey dieser und vielen andern Gelegenheiten in meinen „Ländern; und darum ist es beynahe meine „Pflicht, sie zu schützen."

Dieß war hoher Edelmuth und wohlverdienter Dank. Natürliche Regentenpflicht war sodann Friedrichs Gedanke an die Errichtung eines neuen catholischen Bißthums in seinen Staaten. Aber weit mehr Grund hat diese Geschichte, als der Herr Abt Denina glaubt,

und ganz andere Umstände, als Herr Denina angiebt.

Friedrich hat nie daran gedacht, den Abbé dú Val Pyreau zum Bischof von Minden zu machen; Minden ist ein Fürstenthum mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag. Aber allerdings war Friedrich entschlossen, einen eigenen Bischof im Clevischen zu setzen, wegen der Menge seiner catholischen Unterthanen, die in Glaubenssachen unter fremden Bischöfen stehen. Dieser Gedanke entstand bey ihm, zumal als er sah, daß der Kaiser den deutschen fürstlichen Bischöfen alle Diöcesen in seinen Ländern nehmen wollte. Friedrich hatte seinen Plan hierüber schon gemacht, und davon mündlich oft gesprochen.

Xanten im Clevischen sollte der Sitz dieses neuen Bißthums seyn. Die alten Herzoge von Cleve hatten dort eine Cathedralkirche und ein Collegiatstift errichtet, woraus sich leicht ein Domstift machen ließ. Die Einkünfte dieses Bißthums sollten festgesetzet werden, ohne Kosten für den König und ohne Last für die catholischen Glaubensgenossen. Zwey große Klöster im Clevischen, Marienwolde und Marienboom, haben viele tausend Thaler Einkünfte. Diese Klöster sind vom Brigittenorden, und dieser hat bekanntlich das sonderbare Vorrecht, daß seine

Klöster

Klöster halb aus Mönchen bestehen können und halb aus Nonnen; die dann auch, wie es sich versteht, freundlich mit einander leben. Aber Freundlichkeit führet in den mittägigen Ländern von Europa, zwischen Personen von beyderley Geschlechts, immer ungleich weiter, als in unserm kalten Deutschland. Mit Bewilligung des Pabstes wurden darum in jenen Ländern diese freundlichen Klöster mehrentheils aufgehoben; und zwar, wie es hieß, wegen des Skandals! Friedrich glaubte diese Aufhebung darum auch sehr leicht von Pabst Pius dem Sechsten zu erhalten. Eben kam dieser Pabst nach Deutschland. Friedrich ließ ihn durch den Abbé du Val Pyreau in Bayern und Augsburg begrüssen; und er übergab ihm diese Unterhandlung.

Du Val Pyreau war längst wegen seiner kezerischen Schriften, bey dem römischen Hofe verhaßt. Er benahm sich auch bey dem Pabste mit solcher Unbescheidenheit, daß er ihm äusserst mißfallen mußte, und daß der Pabst dem Könige die triftigsten Vorstellungen machte, nicht gegen die Errichtung eines Bißthums zu Xanten, sondern gegen diesen ihm unausstehlichen Bischof. Den König frappirten die Klagen gegen du Val Pyreau; und alles blieb liegen.

Gewiß nicht unerheblich wären die Ursachen des Königs, bey dieser gesuchten und nachher

wieder

wieder unterlassenen Einrichtung. Bey vielen Vorfällen muß es einem protestantischen Landesherrn höchst unangenehm seyn, Hunderttausende von catholischen Unterthanen unter der geistlichen Gerichtsbarkeit verschiedener ausländischer Bischöfe zu haben. Ganz besonders mißfiel auch dem Könige der Gewissenszwang des österreichischen Bischofs zu Rüremonde, über die Einwohner des ganzen preußischen Gelderns: denn Geldern ist fast durchaus catholisch, so wie ein Theil des Clevischen. Es ist daher gar nicht unmöglich, daß noch einmal an die Errichtung eines catholischen Bißthums in diesen Gegenden wieder gedacht werden könnte, zumal da jezt der Pabst einen Geschäftsführer in Berlin hat, und der König von Preussen einen in Rom.

Ein eifriger, andächtiger und dummer Graf Moncada, kam nach dem siebenjährigen Kriege von Wien nach Berlin, um den König in Preussen zum catholischen Glauben zu bekehren. Moncada ließ verhoffentlich nicht zu diesem Zwecke, in vier Sprachen eine Geschichte des Lebens und der Wunder der heiligen Theresia drucken. Aber man kann sich doch vorstellen, wie Friedrich über diesen Mißionarius gelacht haben mag.

Gelacht hat er wohl noch mehr, als er dem armen Pabst Clemens dem Dreyzehnten die spöttische Hofnung geben ließ: Er wolle catholisch

lisch werden. Solche Sarcasmen verdiente auch wirklich dieser gekrönte Priester durch das geweihte Baret, und den geweihten Degen, womit er im siebenjährigen Kriege den Feldmarschall von Daun aus Dankbarkeit beschenkte, weil er die Preussen bey Hochkirchen schlug.

Diese comische Geschichte hängt mit der Geschichte des Abts Pernety zusammen, der als vermeinter Bekehrer des Königs, auf einige Zeit eine kleine Rolle spielte. Er war Bruder des französischen Regisseurs Pernety in Berlin, und Herr Formey sagt: der Abt sey eben deswegen nach Berlin gerufen worden, weil er ein Bruder des Regisseurs war; eines schätzbaren Mannes, setzet Herr Formey hinzu, den sich der König dadurch verbindlich machen wollte. — Aber ich weiß von dem Herrn Minister von der Horst, daß der König den Abt gar nicht aus Rücksicht auf seinen Bruder berufen hat, denn er verachtete den Regisseur, und entließ ihn sobald er konnte.

Seines damaligen Rufes wegen verlangte der König diesen Mönch. Er hatte mit dem Herrn von Bougainville eine Entdeckungsreise nach den Malouinischen Inseln gemacht; seine Reisebeschreibung und sein Seejournal enthielten einige mathematische und astronomische Bemerkungen, die dem armen Pernety einigen Ruf

gaben,

gaben, bis Pauw kam und dieß alles verlachte. Man hielt ihn auch damals für den Verfasser der physiognomischen Briefe, von welchen man in der Folge behaupten wollte, er habe sie nicht geschrieben, und die auch Herr Formey einem unbekannten Jacob Pernety zuschreibt. Aber berühmt war einmal der Abt Pernety in Frankreich durch diese physiognomischen Briefe, ob man gleich in dem ganzen Buche nicht eine einzige physiognomische Beobachtung findet; und hauptsächlich wegen dieser physiognomischen Briefe war der König begierig, nicht nur den Don Pernety zu sehen, sondern vollends ihn zu haben. So sehr auch Friedrich von sich selbst überzeugt war, daß er die Menschen blos nach dem Ansehen beurtheilen könne: so schien es ihm doch vielleicht nicht ganz überflüßig, noch nebenher einen Physiognomisten zu besolden.

Der Vorschlag ward also an Pernety gemacht. Pernety antwortete: Er sey kein Hofmann, und in seinem Ordenshabit dürfe er vor dem Könige nicht erscheinen. Aber der König lüsterte durchaus nach diesem Physiognomisten. Also ließ er ihm die Stelle eines königlichen Bibliothekars in Berlin unter den besten Bedingungen anbieten. Pernety hatte große Lust, den Ruf anzunehmen. Nun kam es darauf an, ihn aus dem Benediktinerkleide zu ziehen; und diese

Erlaubniß versagte ihm durchaus der andächtige Pabst Rezzonico.

Bastiani führte damals die römische Correspondenz des Königs, und hatte einen spöttischen Einfall, der alles möglich machte, und bey dem andächtigen Pabst alle Schwierigkeiten hob. Der König genehmigte diesen Einfall. Bastiani schrieb an den Pabst: „es sey eine Gewissens„sache, dem Don Pernety nicht zu erlauben, daß „er seinen Ordenshabit ausziehe, weil er mit „demselben durchaus nicht um den König in „Preussen seyn dürfe: denn der König habe „eine gar sonderbare Antipathie gegen solche „Röcke! Aber da einmal dieser Monarch eine „sehr große Neigung für die catholische Religion „zeige, wie er dieß zuverläßig wisse: so wäre „auch niemand in der Welt, als ein so gelehr„ter Mann, wie Pernety, fähig den König in „Preussen ganz in den Schooß der alleinselig„machenden Kirche zu bringen.“

Pernety war eigentlich und im Grunde, ein Klotz. Aber der andächtige Pabst wollte durch Behinderung einer so grossen Aussicht für die Kirche Gottes seine Seele nicht in Gefahr setzen. Er gab also dem Don Pernety völlige Dispensation vom Ordenskleide, und ernannte ihn zum Abt im Lande der Unglaubigen. Eine von den sächsischen Fürsten eingezogene Abtey, das

Amt

Amt Bürgel, eine Meile von Jena, ertheilte ihm der Pabst zur Abtey. Er schenkte auch dem neuen Abt ein ungeheures goldenes Kreuz, nebst einem grossen goldenen Bande um den Hals.

Mit diesem Prälatenkreuz am Halse, trat also vor Friedrich den Großen sein dummer Bekehrer Pernety. Ein weit besserer Physiognomist als er, war der König; er sprach ihn nur zweymal, hatte daran genug, und sendete ihn eilig auf seine Bibliothek nach Berlin. Ohne ihn jemals wieder zu sehen, schrieb er dennoch in einem Anfalle von gutmüthiger Laune, für Pernety gegen Pauw. Bastiani gab dann auch einigemale dem Pabste sehr erbauliche und tröstliche Nachrichten von der Ausbauung und Einweihung der catholischen Kirche in Berlin, und den übrigen Fortschritten Friedrichs in der catholischen Religion, unter der Führung seines Bekehrers Pernety.

Pernety blieb mehrere Jahre Akademist und Bibliothekar in Berlin. Um die Meynung zu erhalten, daß er der Verfasser der elenden physiognomischen Briefe sey, schrieb er auch verschiedene Aufsätze zur Vertheidigung der Physiognomik für die Akademie. Endlich begab er sich in Berlin in eine Gesellschaft von Geistersehern, und übersetzte die Werke des Schwärmers Swedenborg. Aber als er mit dem ge-

schickten zweyten Bibliothekar, dem Hofrath Stosch, in Streit kam, und dieser Streit nicht zu seinem Vortheil ausfiel, verließ er sein Amt, und entsagte seiner Pension, die ihm der König gerne gelassen hätte. Zu Fusse gieng er von Berlin nach Wien. Sodann begab er sich nach Italien, wo er natürlicherweise dem Pabste erzählen mußte, daß Friedrich leider noch nicht catholisch sey. Und weil er in Berlin Mitglied einer Gesellschaft von Geistersehern war, gieng er nun aus Italien, wieder zu Fusse, nach seinem Vaterlande in die Gebürge von Auvergne, und suchte da die unbekannten Obern.

14. Herrmann Riedesel, eine deutsche Geschichte aus dem 15ten Jahrhundert.

Herrmann Riedesel war der einzige seines Namens und Stammes, aus einem uralten adelichen Geschlechte in Oberhessen, das zu den berühmtesten im Lande gehörte. Auch Herrmann war schon Ritter, so jung er war, und bieder und mannlich: Alle, die ihn kannten, liebten ihn, und alle, die von ihm hörten, wünsch-

wünschten ihn zu kennen. Man sprach von ihm in deutschen Landen am Rhein, an der Lahne, an der Wetter, an der Fulda. Die Väter stellten ihn ihren Söhnen zum Muster vor; die Söhne entschlossen sich, bald ihm nachzustreben. Im ganzen Lande zu Hessen hielt man ihn — nicht für den besten Ritter — aber doch für einen vortreflichen edlen Mann. Denn damals entschieden die Menschen nicht, wer der Beste wäre; sie arbeiteten, der Beste zu seyn. Daß, wenn auch ein beßrer wäre, doch Riedesel auf ihn folge, behaupteten alle mit einem Munde.

Aber der gute Herrmann hatte den Fehler mehrerer Edelleute unsrer Zeiten: er war — ahnenstolz? Das war er nicht: damals war noch ein Edelmann so gut wie der andre, und da der Bürger sichs nicht einfallen ließ, dem Edelmann es gleich zu thun, so fiels dem Edelmann nicht ein, auf Adel zu stolziren. — Großsprecherisch? Auch das nicht. Seine Thaten und ihn selbst kannte ja die Welt um ihn her, wie hätte er darüber großsprechen sollen? Er that, was ihm zu thun Pflicht däuchte. Von vielen Worten war er selten. — Unwissend? Wohl, ja wohl, recht unwissend war er, trotz einem Dorfjunker. Er konnte weder lesen noch schreiben, weder blasen noch geigen. Ueber alte Zechliederchen, über Erzählungen des Pfarrers,

der Großmutter und der Amme und seines alten Reitknechtes, des gesprächigen Hanses, gieng es nicht weit hinaus. Doch gute Sprüchwörter und Denkreimgen hatte er die Menge im Kopfe und — Herzen. Aber das war der Fehler nicht, den ich meine. Er war — arm, blutarm war er, der gute Herrmann. Streitrosse hatte er nicht mehr als drey, zween für sich und eins für seinen alten Reitknecht. Er war mit ihnen recht vertraut, hatte sie sich zugezogen, that ihnen freundlich und gütlich und bey allem Muthe schnoben sie so froh, so zuthunlich, daß er oft lange mit ihnen schwazen konnte, als ob sies verstünden. Rosse aber und Rüstungen aller Art, Lanze und Schwerdt, Helm und Panzer, und die grossen nickenden Reigerfedern auf seinem Helme, wären immer sauber. Ein kleines Lehngütchen von wenigen Hufen, an der Grenze belegen, Waldströmen ausgesetzt, ohne Wall und Graben das kleine Schloß, nur durch Riedesels Wappen an der Pforte fest, und jedem Freund und Bedrängten stets offen, wie sein Herz, war ihm von vielen Lehn- und Erbgütern seiner Vorväter übrig geblieben. Sie hatten deren viele aus Andacht an Kirchen und Klöster verschenkt, auf Wahlfahrten und Kreuzzügen verzehrt, durch Unglück in Fehden verlohren. Auf manchem Ritt hätte Riedesel seiner Vorfahren Wappen erblicken können, an ihren ehemaligen Schlössern.

Manch

Manch Feld hatte sein Leibroß, die große Bläße betreten, das seiner Vorfahren gewesen war. Aber es fiel ihm nie ein, danach zu sehen oder zu fragen. Das war also ein kleines Erbtheil, das Herrmann von ihnen hatte; aber ein andres grosses hatten sie ihm hinterlassen, einen guten Nachruhm. Schon der Väter wegen war Riedesel geachtet, und er hatte diesen Nachruhm nie befleckt. Er beschädigte keinen Schwachen, fürchtete keinen Starken, und seine Nachkommen sollten durch ihn schon nicht namenlos seyn. Denn das war schon für ihn höchster Lobspruch, daß er so jung und nicht eben reich, und doch schon zum Ritter gelangt war. Als Ritter hatte er sich viel versucht. Er war gewesen überm Rhein und über den Alpen, an kaiserlichen und königlichen Höfen, und hatte in Wälschland und Burgund gekämpft, hatte schon manchen Dank in Turniren gewonnen — und manches Herz, das unterm Lilienbusen bald seinetwegen freudig pochte, bald zu schlagen ängstlichharrend vergaß, wenn er in den Schranken daher stürzt, mit versuchten Rittern eine Lanze zu brechen. Noch aber war in sein Herz die Liebe nicht eingedrungen, so sehr auch die Ritter, überm Rhein wenigstens, zu liebeln pflegten. — Er war zu emsig, Liebe unabsichtlich zu verdienen, als daß er selbst zu lieben hätte beginnen sollen. Ein holdes Lächeln eines sittsamen Kindes, eines ihm erröthenden Fräuleins war zwar seinem

Herzen angenehm, so etwa, wie er sich der Morgenröthe freute; wenn sie ihm, indem er sein bethautes kleines Gehege durchjagte, ins Auge glänzte. Das war aber auch alles. Dienstgeflissenheit war schon Ritterpflicht; und Damen zu ehren, zu schützen, zu ergötzen, damals den Rittern, wie angebohren.

Einst aber fügte sichs, daß in einer namhaften Stadt ein Hof *) gehalten wurde, wo viel Ritter zusammen kamen, wo man viel Spiel und Kurzweil trieb und Herrmann Riedesel im Turnier den besten Dank **) erhielt: denn es waren lauter junge Ritter seines Alters, mit denen er Reunen hielt und die er zu bestehen hatte. — Er empfing ihn aus den Händen eines Fräuleins, daß er als Knabe schon täglich sahe, und die er einst aus einer Lebensgefahr

*) Feyerliche Zusammenkunft vornehmer Personen — bey Vermählungen u. d. gl.

**) Dank hieß der Preis, welchen die, so in den Ritterspielen obsiegten, erhielten. Es war oft eine Sache von grossem Werthe. Gewöhnlich theilten ihn Frauenzimmer von Stande aus. Solche Turniere wurden besonders an grosser Herren Höfen bey Feyerlichkeiten gehalten. Der Adel kam weit und breit dazu zusammen.

fahr mit Dransetzung seines eignen Lebens gerettet hatte. Sein Vater und ihr Vater waren alte Vertraute gewesen. — Das Fräulein reichte ihm den Preis mit bebenden Händen dar. „Du edler Ritter, geehrt über alle, die mit „dir sich wagten, dir ist der erste Dank zuer„kannt. Dir reicht ihn — Margaretha Röh„renfurt, Glück zu, Ritter! Glück zu, Herrmann!" — sagte sie, mit frohen Blicken sein unverwandtes Auge spähend, von ihr nur gesehen, da er sein Visir öfnete. Ihr Blick drang ihm ins Herz, und als ihn ihre Hand berührte, wars ihm, als ob sie glühte. In jedem Aederchen schlug ein reger Puls. Dergleichen hatte er nie gefühlt, so oft er auch sie gesehen, so oft ihre Hand schon die Seinige berührt hatte. Er hätte die weiche Hand herzlich drücken mögen.

Dieses Fräulein, Margaretha von Röhrenfurt, war einzige Tochter und die Erbin alles des grossen Vermögens ihres Vaters. Ihr Vater war Rurich von Röhrenfurt, ein biederer Mann, ein Mann von altem Schrot und Korne, und hatte sie noch im Alter gezeugt. Er liebte sie, wie seinen Augapfel, und wünschte sie, ehe er stürbe, einem würdigen Manne vermählen zu können. Seinen letzten Sohn, Adolph, hatte ein menschenvertilgender Krieg dahin gerissen. Auf dem Kirchhof zu Eisenbach unter einer Linde deckt ein kunstloses Grabmahl

seine Gebeine; und fernehin leuchtet es schon dem Wandrer ins Auge. Nun war Margaretha seine einzige Freude; und wenn er oft mit Wehmuth Helm und Schild, die bald mit ihm und seinem Stamme begraben werden sollen, *) betrachtete, entlockte sie der harmonischen Harfe sanfte Töne, und durch sie des Vaters Herz den Gram, und sang ihm dafür Ruhe und Freude in die Seele.

Margaretha war der Bildung nach nicht die Schönste ihres Geschlechts. Die kunstgelehrten ehelosen Pfaffen der Gegend, wenn sie statt Betens im Refektorium zechten, gedachten oft mit Tadel ihrer etwas gebogenen Nase und ihres Mundes, aus dem doch nie fade Rede gieng; und ein aus Rom entrunnener Kämmerling, dem in Deutschland zu wohl wurde, meinte, es sey doch kein Madonnagesicht und kein Zug sey, streng genommen, regelmäßig. Und niemand lobte ihnen doch ihr Urtheil ab. Denn wer sie zuerst sahe, der konnte sie wohl neben andern übersehen; wer sie forschend sahe — schwieg und betrachtete mit wachsendem Wohlgefallen. Mags indeß gewesen seyn! Ein Etwas, das von jeher so selten war, daß alle üppigen Beugungen im Tanz, das andre weibliche

*) Eine Sitte des Adels in jenen Zeiten. —

liche Künste nie gaben — umfloß ihre Bildung und schuf Reitze, schuf Schönheit, wie sie Bildung allein nie giebt. Sie floß aus ihrem Herzen.

Nurich überließ sie ihrer eignen Wahl; sie aber überließ sich ihrem Vater. Noch hatte sie keinen gefunden, dessen sie zu seyn eben gewünscht hätte; aber viel waren deren, wie Sand am Meere, die die Ihrigen zu seyn wünschten. Noch immer hatte sie nicht gewählt; jetzt frohlockte alles über den treflichen Riedesel; jetzt also däuchte es ihr, als ob sie wählen müßte, und, indem sie dem Herrmann Riedesel den Preis darreichte, dachte sie: Sieh, das wär der Ritter, dessen du dich freuen würdest, wenn er bey Schimpf und Ernst deine Farbe trüge — nach dir sich umblickte und das muthige Roß vor deinem Auge tummelte u. s. w. Sie wunderte sich, daß sie so lange das Liebwerthe am Herrmann nicht entdeckt hätte — schalt sich, daß sie, die es aus Dankbarkeit hätte thun sollen, es unterlassen hätte. — So wählte sie ihn den Herrmann — aber doch nur zum entschiedenbegünstigten Ritter — noch nicht zum Geliebten. Noch Jahre lang wollte sie den Ritter prüfen, ob er durchaus liebenswerth sey, „wie sie denn dieses schon seit der Kind„heit gethan hätte.“ O, daß doch dem Jammernden, dem nach Ende sich quälendsehnenden

den seine Harrezeit nie länger währete, als der Zwischenraum zwischen Selbstgeständniß und Liebe: Er war zwischen beiden nicht grösser, als der zwischen zwey einander erzeugenden Empfindungen. Ihr Herz war ja dazu längst vorbereitet, sie war dessen nur unbewußt gewesen. —

Er fühlte es, daß Margaretha ihn wählte: Ihre Seelen schlossen einen ewigen Bund, sich zu lieben. Herrmann gedachte noch, als er ihre Hand berührte; o daß dich Margaretha liebte. Noch vor Abends sagte er sichs oft vor: dich liebt deine Margaretha! und sie war ihm alles. Mit seiner Liebe war er schon vertraut, sie ihm schon so natürlich, daß er ihres Anfangs sich nicht mehr zu erinnern wußte. Ans Ende dachte er — so wenig als je ein Liebendes. Eben so war Margarethens Gedanke längst: ob dich wohl Herrmann lieben könnte? Als er heute in die Schranken einritt, bebte sie für ihn, den nie Besiegten; war ihr wunsch: o! daß Herrmann jeden Ritter bestünde, aus deiner Hand den Dank empfienge! Ihrem Herrmann reichte sie den Dank dar: Ein würdiges Paar für einander geschaffen, sagte Rudolph von Sassen, und klopfte in die Hände, seht sie Hand in Hand! Glück zu! — Glück zu! riefen alle Ritter und Damen mit herzlichem Beyfall und klopften in die Hände. Margaretha erröthete, erblaß-

erblaßte. Glück zu! hatte sie unschuldig zuerst gesagt. Riedesel hatte seinen Triumph! —

Aber Margarethens Vater wandte seinen Blick weg; weg von einem Schauspiel, das so selten auf Erden ist, von zwey unschuldig Liebenden. Mißfallen oder Zorn wars nicht, was seine Stirn' umwölkte. Leidwesen war es, als ob alle ihm Leid klagten. „Er gleitet wie „der seinen Adolph zu Grabe, der gute Va„ter!" dachten viele und schwiegen, die alte Wunde nicht aufzureissen. Er gleitete aber den Adolph nicht wieder zum Grabe, der gute Alte. Er fürchtete Margarethens und Riedesels Liebe; das machte ihm Trauren. Lange schon glaubte er an seiner Tochter Neigung für den Riedesel zu bemerken. Nun wollt' ers näher erfahren, gab ihr, er der älteste Ritter, den Preis auszutheilen, und sahe, und traurete. Die liebende Tochter schien es nicht zu merken.

Indessen waren bald Trompeten und Pauken verstummt; hatten sich dann die drängenden Haufen der Zuschauer verloren; hörte man nicht mehr, wie sie daheim gehend vom Ritter Herrmann und von dem Danke und von dem schönen Fräulein, das den Dank austheilte, koseten; waren wohlbesetzte Tafeln geleert; scherzten noch die Alten mit jungfraurötheerregenden Zweydeutigkeiten, die Pokäle in der zitternden

ternden Hand; sprachen die jungen Ritter von Pferden und Hauern, von Schlachten und Ringelrennen, unvergessen des nahen Rheinweins — als plötzlich ein Bote ankam: die Sterner *) wären ungewarnt eingefallen und verübten viel Muthwillens. Schnell warfen sich Ritter auf Rosse und eilten dem Landmann zu Hülfe, der ohne Schutz war. Herrmann war nicht der letzte. Die Wünsche der Alten begleitete sie. Sie blieben lange aus. Böse Gerichte verbreiteten sich: — Sie hätten, obwohl von mehrern verstärkt, grosse Einbuße von den Sternern erlitten ꝛc. Sie waren ihnen aber eigentlich bis Westphalen nachgezogen, und wollten nicht kehren, ohne das Land gesichert zu haben.

In der Zeit ihrer Abwesenheit härmte sich Margaretha, ohne selbst zu wissen warum? Ist Margaretha nicht wohl auf? fragte Rurich. Mir ist sehr wohl, Vater, antwortete Margaretha. Missest du etwas, Tochter? fragte Rurich. Ihr kommt allen meinen Wünschen zuvor, antwortete Margaretha, und strafte sich mit einem tief, tiefheraufgeholten Seufzer Lügen. Sie schämte sich jungfräulich, die Wünsche

*) Eine kriegerische Verbindung, dergleichen damals viele waren, die den Nachbaren sehr lästig wurde.

sche ihres Herzens zu entdecken, oder kannte sie selbst noch nicht, wußte nicht, daß Herrmann ihr fehle. Dafür hatte dasmal der kluge Rurich doch nicht Auge genug. Aber gar bald fiel es ihm ein — und er zitterte vor dem Gedanken. Einmal hätte er sie bald um Herrmann befragt. Aber er befürchtete ihr Ja zu hören. Eine liebe Mutter, mindestens eine traute Freundin, hätte sie ihr abgefragt. Lange schon moderte die liebe Mutter im Grabe. Aber sieh! da erscheint die Freundin!

Elisabeth von Wangenheim kam weit her aus Thüringerland, die Freundin zu besuchen. Sie waren beide in Kloster Kaufungen erzogen worden. Elisabeth war nicht seit langem verlobt an Thilo Berlepsch. Zugleich wollte sie Margarethen zu ihrer Hochzeitfreude einladen. Mehrere Tage verstrichen unter freundlichen Gesprächen und Erzählungen. Endlich kehrten die Ritter vom Zuge zurück. Der Hausmann bließ sie an, als sie noch fern waren. Schnell erstiegen die Mädchen die obern Gemächer und sahen den Kommenden entgegen und sprachen von ihnen. Denn auch vor dreyhundert Jahren sprachen zwey liebende Fräulein gern unter vier Augen von Junkern.

Elisabeth. — Eine schöne Aussicht. Sieh, Gretchen, wie der alte Klaus aus dem Walde

de die blöckende Heerde dem Bache zutreibt! Da die schreyenden Krähen dem Walde zu. Der Suppenrauch wallt aus den Schornsteinen der armen Leute —

Margaretha. Ja, armen Leute. Liebe Elisabeth — Ich neide die armen Leute. Goldne Armuth, warum kehrtest du nicht auch bey mir ein? War ich deines Glückes unwerth! O, wer des Armen spotten kann, sey reich und leide — wie ich. Was soll mir der Plunder! (Faßt ihre Armbänder und Halsgeschmeide.) Ihm glaubt ich mehr zu gefallen, dem Einzigen auf Erden, dem ich gefallen will und habe, habe! drum ward ihr mir lieb. Er hat euch aber jüngst nicht einmal einer Anmerkung gewürdigt. Freylich, stolzes Mädchen, er sahe nur dich! nur dich! Aber er verzieht, Elisabeth! Liebling meiner Seele, dein harret dein Mädchen! Elisabeth erblickst du nichts?

El. Sieh doch, dort den Busch heraus, den schönen Zug. Sag wer sind die alle?

M. Er wird gewiß den ersten Gruß seiner Margaretha bringen, wenn der Lärm der Fehden verstummt ist.

El. Wer ists all, Margaretha? Kennst du sie?

M. Siehst

M. Siehst du den, der da auf dem muthigen Gaul' vorausſprengt?

El. Ich sehe ihn. Es ist ein treflicher Ritter.

M. Meinst du? Er ists, er ists, fürcht' ihn hier zu sehen, Eliſabeth; er könnte dich ungetreu machen!

El. Wenn ich ihn auch mit Augen der Liebe sähe. Indessen, ich gestehs, sein Anstand, er nimmt sich aus.

M. Kaltes Mädchen! Aber freylich sein Herz, das aus seinem Auge spricht, Liebe, das edle, gute, biedere Herz, das ganz in jedem seiner Werke drinnen liegt, und so offen, so unversteckt, wie die Sonne, wenn sie über Laub und Gras, über Berg und Thal von diesem Berge bis hinter zu jenem Walde hinschwimmt — umherstrahlt, daß es einen anglänzen muß, sieh, das drang hier ein, das gab mir Augen der Liebe!

El. Deine Liebe mahlt gefällig und täuschend. Warst du denn aber auch sorgfältig genug in Beurtheilung seiner? Ists nicht Taumel einer Liebe von gestern? Ich liebe auch, einen edlen, einen herrlichen Jüngling. Aber —

M. Auch verboten? halb verboten wenigstens, oder wo ist nun ein Wort? Will man auch dir sagen: Du sollst nicht lieben, und liebst doch. Das ists! Sieh, nun verschwindet er im Walde wieder!

El. Ich entsinne mich der ersten Augenblicke noch, als —

M. Ich nicht. Meine Liebe ist so alt, als mein Herz. (holt etwas aus dem Busen) Da, hier sieh seine Geschichte.

El. Himmel! Wie? des Taumels des Mädchens! Von dir gestickt?

M. Setze dich! während Er durch den Wald sprengt, will ich meinem Herzen ein Fest geben und dirs auslegen. Aber horch auf, wenn Rosse auf der Brücke des Bachs poltern; denn ist er wieder sichtbar und nahe bey mir, bey mir, nach langem, langem Wegseyn. — Ach, traute Liebe, manch Thränchen hab ich dir geweint, wenn so eine seiner guten Thaten nach der andern mich, wie ein lieber willkommener Freund, unverwarnt überfiel, mich so heftig erschreckte, ach! und ich in frohen Schaudern zusammenfuhr; und wenn ich gleich immer gewußt hatte: 's ist ja deines Herrmanns Thun nicht anders — doch

doch das Herz für lebendigem Getöse des Bluts die Brust sich herauszuarbeiten strebte — Sieh nun, Liebe!

El. (Das Gestickte betrachtend) Was nicht die Liebe lehrt! Berlepschen will ich auch — — Gewiß — Aber, Liebe, bist du denn seiner Liebe gewiß? Erklärte er sich jemals?

M. Er? Nie ein Wort, Traute. Aber tausendmal schon hat er mirs gesagt, laut, überlaut; Sprich nicht, lieber Herrmann, dacht' ich dann, daß ich ja nicht den ausdrückendesten Ausdruck mit einemmahl entbehren müsse, den ich fühle — Ja doch, ich liebe dich! — Und so auch Herrmann. Ich, ich setzte indessen mein Sticken fort. Anfangs wollte mirs gar nicht gelingen. Endlich wurde ich gelaßner freudig, lernte einsehn, woran ich vorher nicht dachte, daß er ja nicht anders handeln könne.

El. Ach, trautes Mädchen, wer denkt das wohl bey einer guten That? Wir sind so verwöhnt, daß Ritter, die ihre Pflicht thun, Wunder werden?

M. Das machte mich zur ersten Parthie nun kälter. Aber Elisabeth, wenn ich dir alles, was mir an ihm gefällt, und was jedem ge-

 fällt,

fällt, hätte sticken und ausnehen sollen — so hätte ich müssen das Land zum Näherähmen machen. Seiner Thaten ists voll, Elisabeth! Kennt ihr ihn drüben in Thüringen? Singt euer frohes Volk nicht auch Liederchen von ihm, etwa so, wie von den Rittern der Vorwelt, die nun die grausendesten Bergschlößer bewohnen und deren Geister die Fluren durchspuken?

El. Er verdient es sicherlich. Nun leg mir doch aus deine Mahlerey.

M. (An sich nehmend, und mit der Hand vorzeigend.) So sieh denn her, wie ich hier von Kaufungen nach Hause geholt wurde auf eine Zeitlang, und der Wagen auf der Brücke umstürzte. Da siehst du die Brücke und das Wasser, da den Wagen, da das Mädchen mit ausgebreiteten Armen in der Fluth, da Eschenbach, in der Nähe den herzustürzenden Bruder Adolph — und da, da, sieh genau her, ach wie Er, mein Herrmann, so ängstlich eilfertig nach mir schwimmt, mich eben zu ergreifen durch eine Welle nur noch gehindert wird! — Ohn ihn wär ich des schmählichsten Todes gewesen! Des Todes der Vater= und Kindermörder gestorben! des Todes im Wasser! Huh! wie mich der fieberhafte Schreckschauder überläuft. —

El. Aber,

El. Aber, Liebe, warum nicht so, wie er dich aus dem Wasser gerettet, in seinem Arme —

M. Nein, Liebe, das ein andermal — Doch, Gott! — nie wird er mich ja wieder in seine Arme schliessen! —

El. Warum diesen gefährlichsten Augenblick?

M. Eben deswegen! Ich kanns dir nicht ausdrücken, wie ich mich freute, wenn ich noch so unsre Gefahr sahe, ihn noch mitten im Strudel, noch nicht mich fassend, und mich, noch nicht gerettet, aber ihn, Lebenwagend mich zu retten begriffen, — wie ich dann weinerlichlächelnd den lieben Knaben noch um ein Fädchen, und noch ein Fädchen tiefer in die Wellen tauchte und da für alle kleinen jugendlichen Schäkereyen ihnstrafte! — Wenn ich mir aber die ganze Geschichte dann ausdenke, die Freuden auf den Eindruck der Gefahr so folgen lasse — Elisabeth, da überwältigt mich meine Empfindung — Gehör' ich nicht ihm? Sprich! Sieh nun weiter den in der Ferne kommenden Vater. —

El. Die Brücke, horch! (erheben sich ans Fenster) Da sind sie alle. In Wahrheit recht viel Aehnliches im Wuchs und Wesen mit meinem Berlepsch, recht viel, recht viel! O

Himmel, wen du das Glück einer solchen Liebe fühlen lässest — in dessen Leben magst du auch noch so viele Bitterkeit einträufeln — solcher Liebe Süßigkeit hindert, sie zu schmekken! Sie werden sie nur desto mehr erheben. Und ich — wie schwach ist meine Vorstellung davon! Mir ists nur Traumgesicht! Aber wenn ich nicht als Ich, wenn ich als Du, Freundin, mit deinem Herzen sie fühlte, wie würde mir dann seyn!

M. Nein, länger konnt' ich mich nicht verbergen. Du hast mein Herz nun ohne Hülle gesehen, Elisabeth. Aber du liebst glücklich — die in meinem Innern verhaltenen Flammen lodern wild auf. Ich fürchte, ich fürchte, sie werden mich verzehren!

El. Fasse Muth. Die Liebe, je größer sie ist, desto mehr fürchtet sie für sich. Ich möchte dir diese Qualen beneiden. Denn, o wie süß wird dir das Andenken derselben seyn, wenn du dereinst in Herrmans Arm beglückt die Tage der Prüfung sichrer überschaust und beglückter Liebe Seligkeit fühlen wirst!

Sie entfernten sich hierauf beide. Die Ritter sprachen ein bey Rurich und zertheilten sich nach einem freundlichen Mahle auf ihre Höfe. Riedesel verweilte etwas länger. Es schien, als

ob

ob er eignen Beruf hätte, noch zu verweilen. Margarethen traf er nie allein; sie mied seine Blicke. Er ritt daheim, kam aber bald wieder. Nurich immer noch bieder und gesellig, wie sonst — aber etwas in seinen Augen las Riedesel — und ritt heim. Aber er kam doch wieder; ließ sich wieder heimschrecken, und kam doch wieder. Sein Geschäft war, den Vater um die Tochter anzusprechen. Nurich gerieth darüber in die äusserste Verlegenheit. Riedesel war ein treflicher Ritter; jeder Edelmann im ganzen Reiche hätte sich geehrt gehalten, wenn er seine Tochter verlangt hätte; jedes Fräulein sich glücklicher gepriesen, als eine Fürstin, wenn er um sie hätte werben wollen. Dennoch — und das war allen ein Geheimniß, verweigerte er sie ihm zwar nicht, sagte sie ihm aber auch nicht zu. Er brauchte Ausflüchte, wie sie in jenen Zeiten nicht erhört waren: er kenne seiner Tochter Herz und Neigung nicht, müsse das erst erfahren; dürfe ihr den Antrag nicht wissen lassen, weil sie sogleich, auch ohne Neigung und wider Neigung gehorsamen werde; Riedesel stehe sich im Wege; sey zu freundschaftlich gegen ihn gesinnt: könne wohl zu Gräfinnen aufblicken, werde nirgends abgewiesen werden ꝛc. Und wenn der gute Alte in allem Recht gehabt hätte, darinnen irrte er sich, daß er glaubte, seine Tochter würde sogleich auch gegen ihre Neigung gehorsamen.

Riedesel sahe wohl, daß das abschlägliche Antwort war, und bat, wenn der Alte nicht Ja sagen wollte, sogleich um Nein. Als er bedachte, was ihm noch nie eingefallen war, daß wohl seine Armuth ihm Hinderniß mache; daß es also Verachtung, Geringschätzung sey; so müßte er keinen edlen Muth gehabt haben, wenn ihn das nicht hätte äusserst beleidigen sollen. Wär er nicht gewöhnt gewesen, den Rurich als Vater zu ehren, wäre ihm nicht der Gedanke durch die Seele gefahren; es ist deiner Margaretha Vater — er würde nicht den Verdruß verbissen, er würde ritterlich getobt haben. Seinen Ungestüm tadelte Rurich, um während der Strafpredigt sich zu fassen. Die Rede gieng durch Herrmanns Ohr; aber im Geiste machte er schon Entwürfe, wie einer, der da sieht, er werde bald verzweifeln müssen. Rurich hatte sich bald indessen gefaßt, und setzte dem Herrmann einen späten Tag der Entscheidung an. Herrmann bestund auf dem jetzigen Augenblicke und wurde lebhafter. Es war recht, als ob ihn gelüstete, in der Verzweiflung nun vollends sein Todesurtheil zu hören. Indem trat die Wangenheim ins Zimmer. Uebermorgen, Herrmann, sagte Rurich, sehe ich dich wieder. Säume nicht, jetzo dein Geschäft zu endigen.

Weg

Weg zog Herrmann, blickte wild um sich her, als ob er Eisenbach zum leztenmale sähe: und mit Thränen blickte ihm aus dem Verborgenen seine Margaretha nach, der er noch seit der Rückkehr von den Sternern seinen Gruß nicht gebracht hatte. Und dennoch pries ihn ihr Herz über alles Sterbliche. Er aber fühlte zum erstenmale die Centnerlast der Armuth, fühlte sie so stark, wie ein abgesetzter König die Menschheit! Fast hätte er dem Reichthum geflucht! Seine gute Bläße mußte mitleiden. Er spornte den Gaul, der nie den Sporn bedurfte.

Elisabeth von Wangenheim erforschte endlich den Vater der Freundin; und das schreckliche Geheimniß, daß er den Herrmann seiner Margaretha nie geben würde, wurde ihr so klar, daß sie beschloß, alles zu versuchen, um ihre Freundin zu retten, der Herrmann alles wär, ohne den sie vergehen müßte. Sie hatte alle Kälte einer Unterhändlerin; sie war ein Mädchen, wie ich es jedem meiner Leser wünsche, der nicht zum natürlichen Liebestaumel, wie der Vogel zum Fliegen, gebohren ist. Sie liebte ihren Bräutigam mit reiner Mädchenliebe, weil sie ihre Bestimmung, Frau zu werden, kannte, und ihn, als den Besten ihrer Bekanntschaft ausgewählt hatte. Sicherlich wird sie Frau ihn den **Mann** desto mehr geliebt haben; wie

denn das auch noch jetzo der Weltlauf ist. Kurz — es war das eine Liebe, die jeden Greisses Bewundrung verdiente, aber durchaus in unsre Romane und Komödien nicht paßt, doch desto besser in die Familie. Deshalb gewann sie des alten Rurichs Gunst schon am ersten Tage ganz. Beredt war sie und Meisterin ihrer Zunge; dem Wohllaut ihrer Stimme allein hätte man Tage lang zuhören mögen. Auch wenn sie schmälte, stunds ihr wohl an. Diese Gunst, diese Gaben, dieses Vorurtheil für sich; daß sie, wie Rurich sagte, ein Kernmädchen wäre, brauchte sie, den Vater zu bewegen, der Margaretha zu lassen — lassen möchte ich lieber sagen, als zu geben. Er war aber in einer besondern Laune und mißmüthig. Selbst die Harfe Margarethens und all' ihre ihm so lieben, so werthen Liederchen thaten ihre gewöhnliche Wirkung nicht. Es brach das Margarethens Herz, den Vater, vielleicht ihrentwegen, so leiden zu sehen. Sie verließ das Zimmer, in freyen Thränen dem beklemten Herzen Luft zu machen. Das schien der Augenblick für die Elisabeth zu seyn, wo sie den Rurich stürmen wollte. Elisabeth war auf das vollkommenste dazu vorbereitet. —

Rurich, Elisabeth.

El. Sieh, Rurich, deiner Tochter Herzeleid, wie sie unterm Schmerz sich abarbeitet! O Vater!

Vater! erlaube mir den süssen Namen, Margaretha ist wie meine Schwester; wie kannst du deine Tochter, deine einzige, deine liebe, theure Margaretha, die Freude deines Alters, das welkende Reiß deines Stammes verdorren sehen!

R. Ruhig, Kind, ruhig!

El. Ruhig? — Ihr Herz wird brechen, das seh ich!

R. (heftig) Brechen? Das hat nicht Noth. Brechen ein Weiberherz? Die sind beugsam aber zähe. Wo ihr anklebt, da klebt ihr. Von selbst geht ihr nicht ab, weint ein Thränchen, und abermals ein Thränchen. Man lasse euch den Willen; eure Anhänglichkeit weicht ihr damit los. Aber eines gesetzten Mannes Vorsatz, den Religion befiehlt und Ehre, verstehst du? den schwemmt keine Thräne weiblichen Eigensinnes weg. Je mehr Trauern, desto sicherer schwindets. Die Bindung löset sich mit jedem Seufzer. Und glaubst denn du im Ernst, sie werde ohne ihn nicht leben? Glaubst du, kleine Närrin?

El. So werde mir mein Thilo nie! So fälle ihn — sein Vertrauter, im Brautreihn in unsrer Burg, eben wenn mein trunkner

Blick

Blick an ihm hängt — wo sie das kann! Das glaube, Vater!

R. Sagst du? Einbildung, Einbildung! Bisher hat ihm niemand Eintrag thun mögen.

El. Hör' es, Riedesel, und sey stolz darauf — Fühl' es, Nurich, wie du ihn rühmst!

R. Nun er seine Ansprüche aufgiebt, wird sich meine Tochter halt einen andern gefallen lassen.

El. Er hätte seine Ansprüche aufgegeben? Vater, Margaretha wird sein oder keines!

R. (unwillig) Und was ists denn? Wär' er auch nun alles, alles, was das Mädchen in ihm sehen will; sollen denn andre keinen Sinn haben? Werden alle ihn haben können? Wie denen zu rathen? Oder, säge, findet das Mädchenauge mehr an ihm? Gefällt er dir besser, als dein Thilo?

El. Ich habe für ihn noch nicht Augen gehabt, guter Vater, nur für meinen Berlepsch. Und weissest du denn, in welchem Busen sein Bild noch wohnt? Jahre lang sah ich Thilo mit Gefallen, ehe Vater und Mutter es sahen. Zucht und Tugend, die wünscht ihr an euren Töchtern zu sehen; darnach forscht ihr;

ihr; das andre bleibt euch verborgen, bis es in helle Flammen aufschlägt und nur zu oft euch blendet.

R. Glaube mir, Kind, ich habe auch Menschen kennen gelernt. Sie wird, ehe ein Sommer ins Land kommt, ihn nicht mehr vermissen. Sein ruhmgieriger Geist wird eines Mädchens sich entschlagen; bald wird er sie nicht vermissen; beide einander nicht vermissen!

El. Sie ihn nicht vermissen? — Er sie nicht vermissen? — Meiden mag er sie. Ja! Vielleicht! Sie wird ihn vermissen, und du — sie. Du, Vater, dein Kind, dein einziges!

R. Wollens nicht hoffen! 'S hat nicht Noth! Du bist partheyisch, gutes Mädchen!

El. Und Du, Vater! Du, jezt so gleichgültig? — aber wenn du denn einsam — in deinen grossen Sälen — für blühende Geschlechter so räumlich gebaut, nun leer, und jeden Tag grösser und öder, und leerer — herumirrst; wenn du denn einsam von einem Schloß zum andern wallest, wie ein Pilgrim von einer heiligen Stätte zur andern wallt, und nimmer die Ruhe finden kann, die ihn ohne Wiederkehr flieht; wenn du nirgends,

gends, wie das Täubchen in der Sündfluth, fussen kannst; wenn du nirgends die alte Freude, nirgends deine Margaretha trifft, wie sie dich empfängt; wie sie unter freundlichen Fragen die langen Höfe hinüber, die langen Treppen hinauf dich führt; wie sie dich nach deinen Hufen und Weidangern fragt — wenn dann dagegen du erst nur Meyer und Verwalter oder Pächter in deinen Schlössern hast, die von deinem Fett sich mästen, und deine Güter kaufen und durch des Kaisers Briefe edel werden wollen; — wenn du nie wachsender Enkel dich freuen darfst, in denen du neu auflebtest — dann wirst du sie missen! — — Ha! — Wenn sodann das frohe Eisenbach zuerst von deinen Schlössern ein Kloster wird und die menschenscheue Eule und das leichenrufende Käuzlein schon in die wüsten Thürme von Röhrenfurt ihre Nester legen, und Feige in deinen Hallen sich brüsten und Fremdlinge aus Welschland und überm Rhein her, die nie Deutsch lernen, den ewig wiederkehrenden fremden Sang daher schreyn; — du sodann den Himmel um Trost anflehst; du dann zur Büßung des allzu grossen Jammers deiner Seele, in ein drittes Schloß Nonnen und Klosterfrauen setzest, um für dich den Himmel zu erweichen, gegen den du zuletzt dein Auge nicht zu erheben wagest, du, Vater, der du dein Herz deiner Tochter ver-

schlos-

schlossest, du! — dann wirst du deine Margaretha missen! —

R. Laß ab, laß ab! Gott, alles wahr!

El. (indem ohngefähr M. hereintritt, giebt sie ihr ein Zeichen ꝛc. —) Wenn du denn, um die Giftquaal zu enden, sinnlos nach dem Dolche tappst, und zu deines einzigen süssen Kindes Sarg hinsinkst; all das nun unnütze Silber und Gold, ihr ein glänzend Todtenhaus zu geben, hinwendest; — nicht mehr ihren frohen süssen Gesang hören wirst — nein! in der Kapelle, vor ihrem stummen Sarge, die Todtenmessen und Vigilien, Tag und Nacht, Nacht und Tag, heute und morgen, und wieder morgen, immer die nemlichen, und wenn auch sie verstummen, noch erst den dumpfen Nachklang — hören mußt — Vater, wenn endlich um dich nicht in Unempfindlichkeit einer Art verhärten zu lassen, — des Landgrafen Räthe, des Abts Verweser, des Kaisers Voigte mit Notarien und Schergen dich herauspochen, deinen Wein trinken, den du ihrem Hochzeittage wahrtest, dir versagtest, und von ihm alle taumelnd, deine Jagdgehege, deine Aecker, deine Wälder, Weiden, Wiesen specifiziren, deine Rüstungen inventiren, deine alten Beutestücke durch Juden taxiren lassen, dich um dein Eigenthum,

thum, wie einen armen Sünder um seine Missethaten peinlich — fragen — über all deine Habe freudig staunen — deiner Härte sich freuen — Denke, Vater, wenn denn ich — unterwegs meiner Margaretha Leichenstein vorbey — mit meinem Thilo käme, dich zu trösten, und du, Kurich, mit wehmüthigem Blick auf mich, in mir deine Margaretha, mit erlöschendem Auge noch suchtest, und ich denn traurend all' den Jammer deiner gebeugten Seele sehen, fühlen, tief, hier im Herzen — doch lange nicht, wie du, fühlen sollte — Nein Vater, nein! bloß den Anblick ertrüge ich nicht. Jetzt schon bricht er mirs Herz — Da, siehe selbst dein Kind, dein einziges, ohne Mutter, siehs, Vater! (ihn nach M. hinwenden.)

M. (fällt ihrem Vater zu Füssen) Den Himmel zum Zeugen! Deinen Willen allein! Ihre Liebe zu mir verleitet sie —

K. (sie schnell aufrichtend) Nicht so, liebe Tochter! (nach einer Pause) Gesteh mir frey, unverholen, liebst du Herrmann Riedesel?

El. und M. zusammen —

El. Sie liebt mit —

M. Wie

M. Wie dich, mehr noch, wärs nicht Sünde! Mehr als alles Unsterbliche! mehr, als alle Heiligen!

El. Mit einer Liebe —

R. Und könntest du nicht thun, mir zu Liebe, was Herrmann that? Er entsagte dir, er will dich meiden. Kannst du nicht auch ihm entsagen, ihn nicht meiden?

M. Könnt' er das? Und könnt' ers auch! Nun denn! Mein Vater, er hat ja nicht mich zuerst geliebt; meine Liebe ist älter als die seinige — Aber ich, könnt' ich das! die Engel sollten meinen Gehorsam preisen; mit meinem Leben wollt ich dir die Freude erkaufen, mich gern als ein Opfer der Pflicht auf den Altar legen. Aber mein Herrmann, der Treue, der wird auch mich nicht vergessen, nicht verlassen; deß' bin ich gewiß!

R. Du mußt, du sollst; denn du kannst ihn vergessen!

M. So vergesse die Sonne ihres Laufes und ihres göttlichen Segens über Gerechte und Ungerechte, dessen sie vor allen Geschöpfen sich freut; so vergesse sie ihrer erquickenden allbelebenden Kraft, mit der sie auch des

kleinsten Würmchens Daseyn froh macht, auch meinem Grabe Blumen bald entlocken wird, wenn ich dein vergessen kann, Herrmann! Du blickst mich zürnend an, Vater! Zürne nicht, segne der unglücklichen Margaretha! vergib den Wünschen der Tochter, Vater!

El. (seine Hand fassend) Laß dich erweichen, gieb Raum der emporstrebenden Vaterliebe — ich fühl's, wie sie aus deinem Herzen wallt. —

R. (nachsinnend) Keines andern, Tochter, keines andern willst du, könntest du seyn?

M. Keines andern, Vater, wärs auch des Kaisers Sohn, wärs auch der schöngepriesene Landgraf. Gieb mir meinen Herrmann!

R. Nun denn! — (Beide fallen ihm ein.)

M. (schreyt laut auf.)

El. Glück und Heil! Dank!

R. So sey uns Gott und seine Heiligen gnädig! Ich habe Gott gelobt, dich ihm nicht zu geben — Er, der mein Gelübde hörte, vernichte es, oder lasse mich und dich unter

dessen

dessen Last erliegen. Ich kann nicht, Herzenskind! (geht ab.)

M. und El. fielen einander in die Arme, jedes, wie betäubt vom nahen Donnerschlag. Wie glücklich du liebst, war Margarethens letzter Ausruf. Sie sank dahin, eine Blume in der Blüthe!

Das war der Erfolg der liebevollen Bemühungen der edlen Elisabeth. Also nicht Armuth wars, die den Rurich bewegte, seine Margaretha dem Herrmann zu versagen. Was aber hatte ihn zu einem so widersinnischen Gelübde vermocht? Eine Fehde, in welcher Rurich Röhrenfurt auf der Seite des Abtes zu Fulda stund, den er seiner vermeinten Heiligkeit wegen hochachtete, gab dazu die Gelegenheit. Herrmann Riedesel, kaum den Knabenjahren entwachsen, that sich auf der andern hervor; Rurich und seine Gehülfen wurden geschlagen: die andere Parthey bekam die Oberhand. Es war ehedem Rurichs Vorsatz gewesen, als sein Adolph dahin gieng, ihm die Margaretha anzubieten, sie für ihn zu erziehen — Jetzt kränkte ihn Unlust über den tapfern Herrmann; im Eifer änderte er nicht nur seinen Vorsatz, sondern gelobte Gott — einem Kirchenfeinde, dem Herrmann, seine Tochter nie zu geben. Als Ritter sein Ehrenwort zu bre-

 chen,

chen, war schon Schande; wie sollte der fromme Rurich Gott sein gegebnes Wort nicht halten?

Grade in diesem schrecklichen Augenblicke war Herrmann angekommen, und wußte nichts von dem, was vorgieng. Länger konnte er unmöglich verziehen. Ganz Hessenland war ihm zu enge: er hatte nicht Ruhe, nicht Rast; sein Herz war beklommen — sein Haus bestellt. Er kam, Entscheidung vom Rurich zu hohlen, fürchtete Weigerung und war entschlossen, auf diesen Fall, gradenweges übern Rhein zu ziehen, wo damals viel Kriegs und Lärmens war, oder zum deutschen Orden nach Preussen, dessen Franken damals viel litten. Er thats, um einen ehrenvollen Tod zu suchen, und nicht für Gram, wie Feige, hinzuwelken. Mit Grunde durfte Riedesel nichts hoffen. Rurichs Erklärung hätte alle Hofnung von ihm abhalten müssen. Aber ganz verliessest du ihn nicht, du getreueste Gefährtin des Leidenden! und Er — wie konnte er dich verscheuchen! Er pflegte seine Hofnung zärtlich; und meynte dazu berechtigt zu seyn. So festmüthig, so entschlossen, so ganz Ritter Riedesel auch sonst war, so hatte ihn doch der Wunsch seines Herzens zum Aberglauben verleitet. Indem er nach Eisenbach herwärts sprengte, entfuhr ihm kein Wort gegen seinen alten Hans, und Hans wagte es

nicht,

nicht, den ungewöhnlichen Tiefsinn des Ritters ergründen zu wollen. Das Wild fuhr scheu vor ihm auf, seine Blässe schnob und warf die Mähne und strebte ihm nach, aber Riedesel bemerkte das nicht, was er der besten Jäger einer sonst so weit, weit weg nie unbemerkt ließ. Er überdachte sein Schicksal, und, ungeduldig die Entscheidung zu erwarten, wollte er sie vor ihrem Daseyn kennen. Also wählte er sich ein Zeichen, woran er erkennen wollte, ob er glücklich oder unglücklich seyn würde. „Wenn du „deine Margaretha eher erblickest, als ihren „Vater, das soll dir Zeichen seyn, daß sie die „Deinige wird" sprach er zu sich selbst, setzte sich also nur ein gutes Zeichen, und fieng an, unverwandt nach einer Gegend des Schloßgartens zu Eisenbach hinzuschauen, wo sonst wohl seine Margaretha sich zu ergehen pflegte. Aber wie sorgsam wahrte er nicht seine Blicke, daß sie ja nicht etwa seitwärts sich verirren und den Rurich entdecken möchten. Zwar schalt er selbst seine Thorheit, blieb ihr aber getreu. Nahe war er schon der Pforte gekommen, als er — die betrübte Margaretha erblickte, wie sie eben die Traurigkeit über des Vaters Mißmuth in bittern Thränen weg zu weinen strebte. Auch sie mochte ihn entdeckt haben. Es war eine Stelle, von wannen sie ehedem oftmals dem Riedesel entgegen gesehen hatte. Es wäre eine artige Aussicht, sagte das Fräulein, wenn man

ihre Zuneigung zu diesem Plätzchen ihr abfragen wollte.

Zärtliche Mutter im Trauerkleid, die du den einzigen Schiffbruch gelittenen Sohn urplötzlich erblickst, in die florbekräuselten Arme, „wärs auch nur sein Gespenst," herzhaftfreudig ihn drückst, du magst fühlen, was Herrmann da fühlte!

Herrmann war angekommen; die Brücke hatte gepoltert, das Pflaster gekracht; und niemand ihn bemerkt. Auf dem grossen weiten leeren Vorsaale kam ihm Kurich ohngefähr entgegen, als eben Elisabeth und Margaretha ihn bestürmt hatten. „Suche dir ein anderes Fräu„lein zur ehlichen Wirthin, treflicher Herr„mann, Sohn meines Freundes! Mich jam„mert dein, edler Ritter! Margaretha wird „nie die Deinige, nie, nie! Ich habe Gott „gelobt, sie dir nicht zu geben! Ach daß ich „nicht leben müßte!" — waren die Worte, mit denen Kurich den Herrmann empfieng, niederstürzte und trösten, sich aber entschuldigen wollte.

Zärtliche Mutter im Trauerkleid, deren verweintes Auge ein leiser Morgentraum umflattert, während die Träger den aufgefundenen Körper des einzigen Schiffbruch gelittenen Sohnes

Sohnes daher tragen; dein Jammer ist ihr Gespräch; du hörst den Liebling nennen, traumst seine Rückkehr, und o! unnennbare Freude; öfnest ihm die Arme, erwachst und — schlägst zum schrecklichsten Anblick die verweinten Augen auf! Mutter, wer deinen Schmerz mißt, messe Herrmanns Schmerz!

Nach langem Staunen empfand er unterscheidend die Kraft der Worte. „So komme „ich denn meiner Margaretha und dir das letz„te Lebewohl zu sagen! O weh, Rurich, du „hattest Leben und Tod in deiner Hand, nun „tödtest du zwey Geschlechter! Laß mich meine „Margaretha letzen *).“ So sprach aus ihm die Verzweifelung. „Du brichst ihr das Herz. „Sie liebt dich bis zur Versündigung gegen „Gott und seine Heiligen! Brich ihr nicht das „Herz, nicht mir!“ erwiederte Rurich mit Heftigkeit und wollte mehr noch sagen. Der Schmerz machte ihn redselig. —

Doch faßte er sich etwas, als eben die Pflegamme Margarethens das Zimmer herausstürzte: „Herr! Euer Kind ist des Todes! Hei„lige Elisabeth; steure dem Jammer!“ Rurich hatte nicht gesehen, wie Margaretha der Elisabeth in die Arme gesunken war. Elisabeth war

*) Abschied nehmen mit dem letzten Lebewohl.

war nicht von der Empfindeley unserer Tage, sonst wär sie entflohen; — sie faßte sie bestürzt zwar, doch herzhaft geschäftig, legte sie mit Anstand auf ein Ruhebette, und gedachte die Lebensgeister früher noch, als die gerufne Pflegamme hereilen würde, zurückzubringen. Nun stürzten Rurich und Herrmann ins Zimmer und beyde stumm und betäubt zu ihr. Der Mund, aus dem nie fade Rede gieng, war blaß, geschlossen das blaue milde Auge, das Herrmann entzückte, bleich die Wangen, die noch kein Mannsbild geküßt, die nur Gesundheit und Tugend geröthet hatten, schlaf die Hand, die Harfenspielerin. Sieh nicht an deine Margaretha, seufzte Elisabeth, immer geschäftig und thätig. Aber auch nicht der federhebende Athemzug! Laut jammerte Rurich und klagte nun bald sein Verhängniß, bald sich an — aber niemand bemerkte ihn. Riedesel neigte sich zu ihr: „Kehre wieder, edler „Geist, zur Erde, die dein nicht werth ist. „Da, der rufe dich ins Leben zurück, oder „nimm ihn mit zum Himmel, Engel" sprach er bewegt und drückte feurig den ersten Kuß auf Margarethens Lippen, die noch nie Lippen eines Mannsbildes berührt hatten.

„Sie lebt! Sie lebt!" rief er entzückt. So freudig hatte er nie „sie fliehen!" im heissesten lang unentschiednen Kampfe den Seinen zu geschrien. Und sie war eben im Erwachen aus

einer Ohnmacht, unter der ihr Leib und Geist erlag, als sie die schreckliche Rede des Vaters vernahm. Nun war ihnen, als ob keine Ursach des Traurens mehr da wäre. Die gegenwärtige Freude herrschte allein und ließ keinen andern, als frohen Empfindungen, Raum. Elisabeth gab den Rittern sorgsam ein Zeichen, und Rurich und Herrmann entfernten sich. Der Margaretha wars, als ob sie den Herrmann gesehen hätte; aber sie scheute sich zu fragen, aus Blödigkeit, aus Furcht, falsch gesehen zu haben! — Nun überließ sie sich stummer Verzweiflung. —

Herrmann hatte indessen sich vom Rurich, von Freunden und Nachbarn beurlaubt und seine Margaretha nicht wieder gesehen. Rurichs Gründe waren ihm triftig. Er wäre vielleicht doch nicht übern Rhein gezogen, wenn ihn nicht die Ehre gespornt hätte. Er zog also übern Rhein ins ferne Land; und die Liebe, die Hofnung und sein alter Hans verliessen ihn nicht.

Margaretha war indessen etwas mehr zu sich gekommen; und die holdselige Elisabeth suchte mit freundlichen Gesprächen die Heiterkeit ihres Geistes zurück zu bringen, die doch unwiederbringlich entflohen war. Sie mußte bald mit ihr singen zur Harfe alle die traurigen Liederchen von liebeleidenden Mädchen, die mütterli-

terliche Sorgfalt erdacht hatte, noch liebeleere Töchter zu warnen; die Liederchen, welche Dichter in Reime und Weise gebracht hatten, damit sie das Kind schon ohne Gefühl des Inhalts erlernen möchte. Lange hatte Margaretha gewartet, lange Stunden und Tage sogar, und alle rein abgezählt, — und Riedesel kam nicht. Sie wollte nicht fragen; denn sie fürchtete zu hören: Riedesel kömmt nie wieder. Endlich aber entwischte ihr doch die Frage: seit wenn ist Herrmann nicht hier? und Elisabeth erzählte ihr Mährchen, und alte und neue Geschichtchen aus Thüringerland, aus Ungarn und Morgenland statt Antwort. Sie wollte der lieben Seele nicht Riedesels Bild aus dem Herzen reissen — denn das wäre den Rhein mit hohler Hand auszuschöpfen versucht gewesen — sie wollte sie nur mit dem Gedanken vertraut machen: Riedesel sey ins Ausland gezogen, um seine Margaretha nicht täglich aufzuschrecken. Und denn erzählte sie von endlich beglückter Liebe nach langem Harren, nach vielem Leiden und mahlte doch nur Leiden, nicht Freuden der Liebe. Das aber that sich Margaretha selbst. In jedem Heiligen, in jedem Held der Erzählung, der Achtung verdiente, fand sie, wenn er auch Ritter gewesen war, den Riedesel. Aber es vergiengen Tage und Wochen; der Mond gieng unter, die Sonne gieng auf, und Elisabeth sollte scheiden: scheiden um in ihres Thilo

Arme

Arme zu eilen; von Riedeseln war alles stille. Die Brücke polterte oft, Reuter kamen oft des Riedesels Weg daher, oft bließ der Hausmann Ritter an; nur Riedesel verzog. Margaretha wähnte endlich, er sey wo nicht gestorben, vielleicht ein Mönch geworden, und fragte immer nach ihm. Endlich antwortete Elisabeth:

El. Er kehrt bald wieder, traute Liebe; er wallfahrtet, vermuthe ich, Ruhe und Heil den Seelen der Liebenden zu erflehen. Er versprach bald wieder zu kehren beym Abschiedskuß.

M. Beym Abschiedskuß? Wie, Elisabeth? Er hätte mich geküßt?

El. Dich, als du in meine Arme sankst!

M. Also auch nicht einmal den ersten Kuß meines Lieblings, ein nie gefühltes Gefühl, durft' ich empfinden — Und dabey erröthete sie, gleich dir, liebe Seele, sittsame Leserin, als dir der erste Liebeskuß auf deine Lippen gedrückt ward. Verlaß mich nicht, Elisabeth, verweile noch bey mir, Traute, setzte sie hinzu; und Elisabeth konnte leichter noch einige Tage zugeben, als der guten Margaretha die Bitte versagen. Vielleicht, dachte sie, wird

wird sie ruhiger, um mit dir nach Thüringen zu ziehen.

Unverhoft kömmt oft! Riedesel war indessen übern Rhein gezogen, fand aber nicht mehr Kriege und Fehden. Die Länder waren beruhigt, die Ritter durch Apostel von Rom aufgefordert worden, und gegen die Böhmen gezogen: böse, grimmige Menschen, deren Kriegswuth manchem deutschen blauen Mädchenauge am Grabe des verlobten Jünglings herbe Thränen abpreßte. Nachdem er also kaum einen und den andern Bekannten getroffen hatte, lenkte er wieder um, zog wieder übern Rhein herüber und seine Liebe, seine Hoffnung und sein getreuer Hans mit ihm. Sehnsucht, in gefälliges Gewand trüglich gekleidet, war ausser diesen noch in sein Gefolge gekommen, lenkte den Zügel der Rosse, und beschleunigte die Rückkehr, und täuschte dabey den Riedesel so, daß er jedem Ritter, der's ihm ins Angesicht zu sagen sich unterfangen hätte, Lügner würde gescholten haben. Er wollte nun durchaus nach Preussen, wollte nur noch unterwegs in der bekannten Gegend an der Fuld' alte Freunde um Gesellschaft werben. Seinem Hans war das minder gelegen; und Riedesels Liebe, wenn ihr das Ehrgefühl zu sprechen erlaubte, schätzte selbst die Entfernung weiter, als Orlando die Reise nach dem Monde. Aber der Ritter ward

durch

durch Fesseln der Ehre fortgezogen, durch Fesseln der Liebe gehalten. Jene mußten bey einem Ritter die anziehendeste Kraft haben. Herrmann hatte es nicht nur dem Rurich zugesagt, sich auf eine Zeitlang zu entfernen, sondern auch kund gemacht, er werde nach Preussen dem deutschen Orden zu Hülfe ziehen. Es wurde also mit Gott nach Preussen zugezogen; doch übereilte man sich nicht, als man den Rhein wieder herüber war.

Schon war Riedesel in den vaterländischen Gegenden. Unfern von Eisenbach in einem sonst dem Riedesel wohlbekannten Walde wars, als ob's ihn irre führte: er kam von der großen Strasse ab auf einen Nebenweg, von diesem auf einen andern und wieder auf einen andern, bis er sich endlich nicht zu finden wußte. Einige Kreuze von Stein bezeichneten Gräber Unbebekannter, die hier erschlagen worden waren von Räubern. Die Sonne stand schon hoch am heitern Himmel. Es mochte Mittag seyn, und war schwul und heiß, als er so eben auf ein sehr romantisches Plätzchen kam, das ihn Stilllager zu machen einlud. Er konnte, glaubte er, nun keinen bewohnten Ort erreichen, wo er hätte die Thiere Mittags etwas rasten lassen mögen. Parr! Halt! sprach Riedesel, die Blässe stand und er schwenkte sich vom Sattel herab. Hans desgleichen. Von einer Felsenwand stürzte

sich

sich eine kleine schwache Quelle herab zwischen hängenden Büschen, die sie bekränzten, und verlohr sich sprudelnd im Silberbach, der sich in blumigten Ufern durch einen fetten Wiesengrund immer wiederkehrend dahin drängte. Den Graßanger umschlossen uralte Eichen und junge, und dickes Gebüsch unter ihnen mit wechselndem Grün. Hier ließ er die Gäule grasen, lehnte sich auf eine Felsenbank und dachte — nicht an seine Margaretha, sondern seine Margaretha selbst. Ihre Leiden giengen alle vor seinem Geiste vorüber. Er hätte wünschen mögen, daß sie nie ihn lieb gewonnen hätte! damit sie nicht leiden müßte!

Hans, dem es nicht verborgen war, weshalb Ritter Riedesel über den Rhein hinüber und herüber gezogen war, und nun nach Preussen strebe, wähnte, er könne wohl einen Versuch wagen; der Ritter warte ja darauf, und wolle nur überredet seyn, nicht nach Preussen zu ziehen. Nachdem er also die Pferde beschickt hatte, nahte er sich seinem Herrn mit der zutraulichen Mine, die Bewußtseyn guter Absichten giebt, und es war ihm anzusehen, daß er etwas auf dem Herzen habe. Sein Herr sprach zuerst.

Riedesel. Ruhe du nur ein Weilchen, Hans; indessen, daß die Pferde grasen, will ich wachen.

chen. Du willst mir vielleicht sagen, daß es hier im Walde nicht allzu sicher sey?

Hans. Freylich wohl giebts oft Räuber hier, seitdem die Ritter so in ferne Lande ziehen. Aber das ists nicht, was ich sagen wollte.

Ried. Nun so leg dich dort im Schatten nieder und schlaf, daß du Kräfte bekommst. Wir müssen heute noch weit. Preussen ist ein fernes Land und du bist alt und kraftlos. Schlaf, während daß die Pferde grasen.

H. Nicht doch, Herr; ich bin, mit eurer Erlaubniß, zwar älter, aber auch abgehärteter als ihr. Wenn ihr nur wohl aufwärt; ich finde mich wohl!

Ried. Mir fehlt nichts.

H. Wollte Gott, ihr redet die Wahrheit. Ich habe eurem guten Vater und euch nun lange gedient.

Ried. Und bist treu gewesen —

H. Aber, lieber Herr —

Ried. — Ihr habt mir schlecht gelohnt, willst du wohl sagen? Nicht wahr?

H. Gott bewahre! Nein, lieber Herr, ihr thut nicht recht, daß ihr euch um eines Mädchens willen so härmt und grämt, und nun bloß aus Unmuth, bloß aus Mißmuth nach Preussen, ans Ende der Christenheit, ziehen wollt. Beym heiligen Bonifaz, ihr seyd gar der alte Herr nicht mehr, der ihr sonst ward. Ich will euch nicht nach dem Leben beschreiben. Ihr würdet vor euch selbst erschrecken, wenn ichs könnte. Aber mit Händen ists zu greifen. Wenn ich mir denke, wie ihr beym letzten Turniere noch ward. Nein, lieber Herr, nicht so; ihr seyd der letzte eures Geschlechts —

Ried. (lachend) Zur Zeit noch nicht, Hans. Der Einzige wolltest du wohl sagen.

H. Ja wohl, ja wohl, der Einzige. Gott segne, daß ihr nicht der Letzte seyd! Wie ihrs jetzo beginnt, wenn ihr da eure Grillen nicht laßt; so müßte der heilige Bonifaz Riedesels aus den Steinen erwecken, damit ihr nicht der Letzte eures Stammes seyd. Ihr habts gegen Gott und Welt zu verantworten und gegen alle Fräulein, daß ihr euch nach keiner ehlichen Wirthin umseht. Ich armer alter treuer Diener bin zwar nicht so fromm und werde nicht in aller Welt so hochberühmt seyn, als jener Hausvoigt des Patriar-

triarchen Abrahams, von dem wir neulich einmal in der Kirche so eine schöne Erzählung hörten; aber eben so ehrlich, eben so getreu bin ich gew ß, und eben so für euch besorgt. Gebt mir seinen Auftrag, was gilts — doch ich verlange keinen Lohn — ehe ihr an den Thüringer Wald kommt, sollt ihr ein braves Weibchen gefunden haben. Wie wollt' ich mich nicht freuen, wenn ich noch euren erstgebohrnen kleinen Sohn so auf dem großen Pferde das Reiten lehren könnte! Wahr und wahrhaftig, gestrenger Herr, ich weiß gar nicht, was euch und den alten Herrn Rurich und alle eure guten Freunde so verdutzt gemacht hat. Topp, Herr, ihr sollt Fräulein Gretchen zur Frau haben!

Ried. Seh mir doch einer den Hans an! Meynst du? Du möchtest wohl auch zur Ruhe. Ich hätte freylich längstens für dich sorgen sollen. Doch es kann gleich geschehn. Höre also, Hans, reit noch heute nach dem Gute hinüber und schicke mir einen andern Kerl nach, an deine Stelle. Für dich soll gesorgt seyn.

H. Ihr werdet unwillig und kränkt mich. Ich gehe mit euch in den Tod, nach Preussen, nach Reussen, wo ihr hinwollt. Für mich ist gesorgt. Aber lieber Herr, sorgt nur für euch. Hans wird wohl noch unterkommen. Die Wallfahrten und die Fehden haben genug unter den Mannsen meines Gelichters aufgeräumt. Nehmt mirs nicht für ungut, daß ich so dreist

rede. Ich denke, wir werden so weit nicht vorwärts kommen. Vor uns können die Polacken Preussen und Kurland nehmen. Dürft ich euch wohl noch freyer zureden?

Ried. Sprich, was du willst, wie du willst.

H. Wollt ihr nicht zürnen, wenn ich von der Leber weg rede?

Ried. Ich habs bey dir schon verlernt.

H. Auch mir folgen?

Ried. Wie?

H. Wenn ich recht hätte? wenn ihr mir selbst Recht geben müßtet?

Ried. Wollens sehn.

H. (lachend) Hehe! laßt hier die Pferde grasen und sind noch keine Meile gegangen. Seht nur 'nmal, wie sie dort zusammen dahlen. Wollt ihr im Ernst nach Preussen? wollt ihr wohl vorwärts? verweilt ihr nicht blos deshalb, daß wir nahe bey Eisenbach sind? Wie weit denkt ihr wohl, daß 's abliegt? Man soll euch entdecken, einladen, gute Worte geben!

Ried. Hans, ich weiß selbst nicht was ich will, und du willst es wissen.

H. Eben drum, Herr, drum seyd ihr einen Weg dreymal geritten. Wißt ihr wohl, am großen steinernen Kreuze lenkt ich das erstemal ab. Ich merkte aber bald wo's euch saß, und

und so ritt ich, wo ihr rittet. Ich bin auch lieber hier, als am Ende der Christenheit. Ihr mögt aber doch wohl wissen, was ihr thut, und den Seitenweg habt ihr auch nicht ohne Ursach genommen. Jetzt macht ihr Halte, an einem Orte, wo man seines Lebens nicht sicher ist; und die Gäule hätten gern noch ein paar Stunden getrabt. Ihr wartet auf Botschaft oder Gelegenheit zur Heimkehr.

Ried. Lieber zur Heimführung, Hans!

H. Topp, Herr, Glück zu! sag ich! So denk ich auch! Macht rechts um, und so wahr ich Hans bin, ehe der Wind über die Haberstoppeln weht, sollt ihr mirs danken. Arme Leute sind in manchen Fällen auch klug. Wißt ihr wohl, als neulich der Abt zu Fulda kränkelte, da kamen Doktores von Paris und von Rom und konnten ihn alle nicht kuriren. Ein schlechter Diener besann sich auf ein Hausmittelchen; das half.

Ried. Thörichter Mann! Aber was soll denn das Umkehren helfen?

H. Erstlich, Herr, unverhoft kommt oft! Wenn ihr in Preussen seyd, was geht euch Hessen an. Wie dann, wenn Herr Rurich stürbe?

Ried. Weißt du denn — —

H. Ich würde ja nicht wissen, und so dreist mit euch reden. Haarklein, lieber Herr, weiß

ichs. Zweytens, wenn wir nur erst sagen dürfen: unverhoft kommt oft. Fürs andre laßt mich sorgen; nur reitet daheim. — Das Gelübde und kein Gelübde! Mehr kann ich nicht sagen. Ich möchte nicht gern klüger scheinen, als alle die gnädigen und gestrengen Junker. Kurz und gut, bester Herr, wenn ihr sonst mit Fräulein Gretchen einig seyd, wie ich wohl dächte, und Herr Rurich täuscht euch nicht, wie ich nicht glaube, so kehrt um. Unverhoft kommt oft. Ich schwöre es euch zu: Fräulein Margaretha wird meine gnädige Frau. Ich könnts sagen wie, aber ich kann schweigen. Kehrt heim zu seiner Zeit, wenns nöthig ist, will ich reden. Ich wünschte einen Augenblick ein Ritter zu seyn, daß ihr doch nur meinen Worten glauben könntet.

Aber Riedesel freute sich der treuen Ergebenheit des guten Hanses, dankte ihm dafür, versprach ihn zu versorgen, und befahl, jetzo die Pferde zu zäumen. Geheimnisse konnte Hans nicht wissen, also wurde der Ritter auch nicht neugierig. Doch schien er Hansens Einfall ergründet zu haben. Die Worte: „das „Gelübde und kein Gelübde" fielen ihm auf. Er blieb also bey seinem Entschlusse. Hans gieng nach den Pferden und sprach mit sich fort; — Herrmann dachte hin und her, welchen Weg er nehmen wollte. Genau zu reden, er wankte

in

in seinem Entschlusse, und auf alle Fälle möchte er Preussen nicht gesehen haben. So wenig er umzukehren Willens war, so gewiß würde er umgekehrt seyn, wenn er auch bis Thüringen gekommen wäre. In Preussen war Stillestand geschlossen, das hätte er in Thüringen erfahren. Aber es war vom Schicksal beschlossen, daß der gute Herrmann, jetzo seiner Margaretha, obgleich im unsichern Walde, so nahe, weder Thüringen noch Preußen sehen sollte. Sein Loos war gezogen.

Riedesel fieng an in schwermüthigen Tiefsinn zu verfallen. Hansens muntre Reden hatten ihn nur mehr gereizt. Urplözlich fiel ein Schuß; erhob sich ein gräßlich Geschrey — die lauten Krähen entfuhren ihren Nestern, das Gewild seinem Lager, die Pferde schnoben und fuhren zusammen, vermischte Stimmen erschallten von ferne her. Riedesel wurde aufgeschreckt. Er hörte ein Geschrey, wie kläglich jemand um Hülfe schrie. Die Stimme war ihm wie bekannt. Hastig ergriff er sein Schwerdt, schloß den Helm und Panzer, schrie den Hans an und eilte zu Fuße dem Geschrey zu. Kaum war er mühsam einige Schritte durchs Dickigt hindurch, als sich der Wald öfnete und bald die große ofne Strasse da lag. Hier hatten Räuber einen Mann überfallen und waren im Begriff ihn zu erwürgen, mindestens zu plündern. Seine Rüstung

 schien

schien jenes zu hindern. Sie hatten ihn vom Pferde gerissen und rangen noch mit ihm am Boden. Rasch und schweigend stürzte Riedesel auf sie ein, streckte mit dem ersten Schwerdtstreich, ehe er entdeckt war, den danieder, der eben den Morddolch gezuckt hatte, den Unbekannten zu tödten. Der Unbekannte sahe einen Erretter und ermannte sich; Hans, immer entschlossen in Verlegenheiten, kam, als ob er andern den Weg vorschrie, in der Entfernung durchs Gebüsche; die Räuber verlohren den Muth und begaben sich auf die Flucht. Errettet war der Unbekannte. „O, wer du auch „seyst, Mann oder Engel, mir zur Hülfe ge„sandt, Retter meines Lebens, wie lohn ich „deinen Muth mit thätigstem Danke. Du Ei„ner wagtest dein Leben gegen mehrere. Fodre! „Ich bin ein reicher Ritter und habe viele Gü„ter und keinen Sohn mehr, nur eine jam„mernde Tochter. Viele Güter hab ich und „köstliche Geräthe. Mein Boden ists, der mein „Blut trinken wollte. Sag an, was kann ich „dir geben!" so sprach der errettete Unbekannte, indem Riedesel sogleich seiner Margaretha Vater, den Rurich von Röhrenfurt, erkannte. „Behalt alles was du hast, deine köstlichen Ge„räthe und deine vielen Güther, und Gott ver„leihe dir Segen und deiner jammernden Toch„ter Linderung. Mir ists genug, dich gerettet „zu haben. Ich thats nicht um Gewinn" — antwor-

antwortete Riedesel und sein Herz pochte laut unterm Panzer von Stahl, und dabey faßte er den Arm des Alten, den Alter und Gefühle niederdrückten. „Laß dir gefallen, bey mir „einzukehren, Engel Gottes, und bist du ein „Sterblicher, sag an, was wünschest du, es „soll dir werden. Bey Gott! du mußt! Du „verlangst nicht umsonst, ich schwör' es dir!“ fuhr Rurich bewegt fort. — „So gieb mir „deine Tochter“ sprach Herrmann. „Meine „Margaretha? sprach Rurich bedenklich — und „sahe den Mann an vom Fuß bis zur Schei„tel — Hm! ach der edle Riedesel überm Rhein, dem du so gleichst. — „waren Rurichs Worte. „Ja! deine Margaretha. — Doch du zau„derst? sagte Herrmann. „Nicht zaudern! „Vergieb mirs! Ja, wenn du Ritter bist.“ — Das bin ich, sprach Riedesel, — und öfnete rasch den Helm, bin ja Herrmann Riedesel, „Vater Rurich und kam vom Rhein her. Ge„lobt sey Gott! — “ Du? Herrmann Riedesel? Ach meiu Sohn! Gelobt sey Gott, der Wunder thut, setzte Rurich hinzu. Amen sein Wille geschehe! Ach! mir brannte das Herz, als ich die bekannte Stimme vernahm! — Und herzlich schloß er ihn in seine Arme.

Sie ritten nach Eisenbach; erst stumm für Freuden; denn aber — ja das Gelübde, das Gelübde! Rurich war nach einem andern Gute

geritt

geritten gewesen, und kehrte eben einsam zurück, als ihn die Räuber im Walde überfielen. Er pflegte gewöhnlich nur einen Reitknecht bey sich zu haben, und der hatte sich herwärts in Geschäften verspätet. Rurich war also langsam die Strasse dem Walde zugeritten, und in den Wald hinein. Wie man nachher erfuhr, waren es mehrere Feinde, aber unredliche *) gewesen, und hatten gar einen Anschlag gemacht, das Haus Eisenbach zu überfallen, wenn Rurich erst dahin wäre. Man fand auch wirklich einen unredlichen Absagebrief in Eisenbach vor, den so eben ein unbekannter Bote gebracht hatte. Da aber der Anfang verunglückte, und ausser dem, welchen Riedesel darnieder hieb, ein anderer vom Rurich erschossen war, entwichen sie, und wurden nie wieder gesehen. Die getödteten waren unbekannt.

Margaretha aber und die Wangenheim zagten, als Rurich zu kommen verzog. Er pflegte nicht zu verziehen, wenn er bestimmte Zeit zugesagt hatte; und der Wald hatte ach! oft schon Blut getrunken. Als aber der Bote den Fehdebrief brachte, geriethen sie in die höchste Bestürzung. „Ach, daß mein Herrman sofern ist, das „Schrecken der unredlichen Befehder!" seufzte Margaretha. Indem kam ein armer Häusler aus dem Wald athemlos gelaufen und wollte Hülfe

*) Das heißt, die nicht eine ordentliche Fehde angekündigt hatten. —

Hülfe aufbieten. Er hatte von ferne den Ueberfall gesehen und keine Hülfe und Rettung; wußte nicht daß's Rurich war. Er hätte sonst die Fräulein mit seinem Anbringen getödtet. Welch Händeringen, Herzpochen, trostloses Jammern der Fräulein! Drauf blies der Hausmann anziehende Reuter an. „Horch! da kommen die Feinde, „Elisabeth! Mein Vater, mein Vater!" jammerte Margaretha und verzagend eilte sie ins höhere Gemach. In Freude, die ich nicht beschreiben kann, wurde bald ihr Leid verkehrt. Sie sahe den Vater kommen und wähnte schon in der Ferne den Riedesel neben ihm zu sehn. „Er ists, Er „zu meinem Schutz! Sieh und segne ihn, Eli„sabeth!" Er wars auch; sie kamen bald an. Wie eine Heilige von Marmor in düstrer Kirche, am Altar, der ihr geweiht ist, so stand Margaretha: stumm, starr, angebetet!

Nach kurzem Weilen und kurzen Gesprächen von diesem und jenem, von dem nur nicht, dessen die Herzen alle voll waren, kamen bald an der Rudolph von Sassen und andre gestrenge Herren und Freunde mehr. Es war ein kleines Mahl für sie vorher schon bereitet. Rurich trat auf. „Ge„lobt sey Gott" — (und feyerliche Stille verbreitete sich; Pokäle und Scherze und Lachen und Freude verstummten —) „gelobt sey Gott, der „Wunder thut! Deine Hand, liebe Tochter, „meine Margaretha!" sprach er mit männlichem Ernst. Sie reichte dem Vater die bebende Lilien-

Hand dar, in deren kleinsten Aederchen allen ein reger Puls schlug und senkte die blauen Augen nieder und neigte sich tief. Der Vater führte sie zu Riedeseln, und froher Beyfall saß schon auf allen Gesichtern; alles schwieg. „Sohn meines „Freundes, sprach er, die Hand der, die du er„rettet hast, geb ich, den du errettet hast — und „Freudenthränen flossen ihm die Wangen her„ab — dir! Du hast ihr Herz, hast Gottes Se„gen; nimm mit ihr meinen ganzen Segen, „mein Sohn! Sey nun mein Sohn, Herr„mann Riedesel“ fuhr er innigst bewegt fort und legte ihre glühende Hand in Riedesels Hand. Gelobt sey Gott! beteten alle. Glück zu, sprach Rudolph von Sassen, ein würdiges Paar! Glück zu! riefen alle, und tausend Wünsche untereinander, je nachdem sie beredt waren.

Margaretha aber, die herrliche Braut, schmiegte sich über und über erröthend an den Busen der holden Elisabeth, als Herrmann ihren Lippen, aus Recht des Tages, den Kuß der Verlobung aufdrückte: den ersten, den sie vom fremden Manne empfand. Scherzend freuten sich des die Alten und spöttelten ihrer Verwirrung; sie aber erhob bald zutraulicher den wonnetrunkenen Brautblick zu ihrem Herrmann, schlug die Arme um den Hals ihrer Elisabeth und vermogte ihr nicht zu sagen, wie unermeßlich beglückt sie sich nun fühle. Wie beglückt du lieben mußt, rief nun aus Elisabeth, und Freuden-

thrä-

thränen flossen auf die heissen Wangen der tausendmal geküßten Freundin.

Aber das Gelübde? Ja, das Gelübde und keins! Kurich hatte unterwegs dem Herrmann seine Zweifel und Unruhen zutraulich eröfnet: sein Gelübde sey eine Sünde gewesen, Gott habe es schon gelöset durch seine Führung rc. Er habe recht sehnlich nach Herrmanns Rückkunft verlangt; habe fast mehr, als Margaretha, Stunden und Tage gezählt, um sie noch vermählt zu sehen und beyden den Vatersegen zu geben — Er habe ihn bald erkannt — Aber nun guter Ordnung wegen rc. Herrmann, ob er wohl seines getreuen Dieners Meynung errathen hatte, welche auch Kurichs Meynung war, wollte ihm nicht eine so große Freude ganz rauben. Er wollte ihm Gelegenheit geben, sich ein Verdienst von Bedeutung zu erwerben. „Dein „Rath, guter Hans, sagt' er zu ihm, ist mir „noch unvergessen. Möchtest du wohl nach Rom „ziehen, und beym heiligen Vater Entbindung „von einem Gelübde holen? War das nicht dein „Hausmittel?" Herr, ihr redet wie ein Engel! versetzte Hans, „Freylich wärs mein Rath, aber „ihr hattets längst gewußt; ihr verstelltet euch. „Ich ziehe heute nach Rom, um desto eher wie„der bey euch zu seyn. Ich bringe euch des heili„gen Vaters Brief und Siegel!" Daß doch niemand eher auf dieses leichte, so oft und in so vielen Fällen schon gebrauchte Mittel sich eher beson-

nen

nen hatte! Welchen Kummer hätte man nicht ersparen können! Doch nun erhöhte das Andenken der überstandenen Leiden das Gefühl der gegenwärtigen Glückseligkeit. Die langen Winterabende hatte noch die Nachwelt davon zu erzählen. Und wirklich man erlangte binnen wenig Tagen Loszählung. Rurich erbot sich eine verfallende Kirche zu bauen und ihr Einkommen zu bessern; und ein in Deutschland umherziehender päbstlicher Legate ertheilte die Loszählung dem Rurich. Herrmann wurde der Gemahl seiner Margaretha und durchlebte mit ihr ein glückliches Leben. Rurich sahe sich noch in seinen Enkeln neu aufleben; Eisenbach wurde kein Kloster; Elisabeth Wangenheim kam nicht der Margaretha Leichenstein vorbey, den Rurich zu trösten und mit ihm zu verzweifeln, und der getreue Hans lehrte noch Riedesels Erstgebohrnen reiten. Eure Ehe sey, wie die Ehe Herrmann Riedesels und Margarethens von Röhrenfurt — war lange noch in den Landen an Fuld' und Lohne, Nidd' und Wetter, weit und breit, der Wunsch an Neuverlobte. Eure Nachkommenschaft sey wie die des Herrmann Riedesels — kann man jezt noch in Deutschland Neuvermählten zurufen. Denn Herrmann und Margaretha sind die Stammeltern des jetzo noch weit und breit in Deutschland zahlreich blühenden und um Deutschland rc. wohlverdienten Geschlechts der Riedesel!

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

L. D.

Röchling

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Röchling, Johann G.

Neue Unterhaltungen für die erwachsene Jugend zum Unterricht, Vergnügen und Veredlung des Herzens

Frankfurt am Main 1792

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5707
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261510-9
VD18 12066044-001